



Die *Karawane*

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



LEBENDIGES GRIECHENLAND

Bild auf der Titelseite: Einkauf auf Delos

DIE KARAWANE

Doppelheft 2/3 — 2. Jahrgang 1961/62
2. Auflage

LEBENDIGES GRIECHENLAND



Herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

VORWORT

Im Gästebuch eines unserer Kreuzfahrt-Schiffe befindet sich der folgende Eintrag:

„Die Atmosphäre der Reise, die Verinnerlichung des Menschen im Mutterland der abendländischen Kultur war das, was wir in unserem motorisierten und geheizten Zeitalter notwendig haben.

Aber die Reise war noch viel mehr: Man wurde wieder Mensch!“

Dieses Bekenntnis erschien mir so beglückend, daß ich es richtig fand, nach wohlgelungener 25. Kreuzfahrt unseres Büros im Herbst dieses Jahres für die vorliegende Doppelnummer der Karawane das Thema „Lebendiges Griechenland“ vorzuschlagen.

So bietet sich auf den folgenden Seiten Gelegenheit, an wenigen Beispielen darzustellen und zu erkennen, wie sehr das heutige Griechenland und das Griechenland vergangener Jahrtausende uns gleichermaßen verbunden sind.



Ludwigsburg, 15. November 1961



Lebendiges Griechenland

Eine Untersuchung und Betrachtung

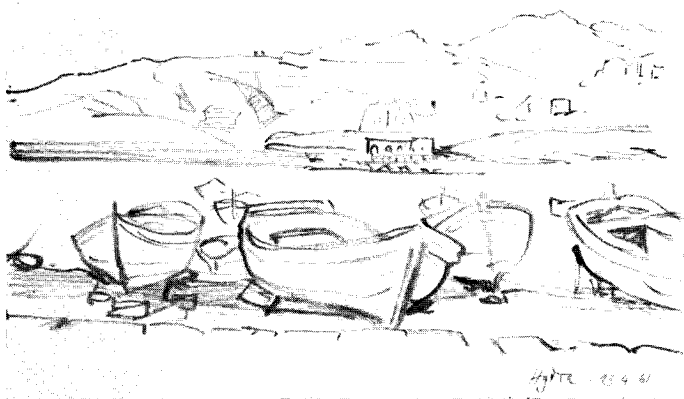
von

Kurt Weinhold

mit 12 Zeichnungen des Verfassers.

Wieso „lebendiges“ Griechenland, was soll das sein? Gewiß, es leben Menschen dort, so einigermaßen kann man dort auch existieren, sie bauen Verschiedenes an, treiben Handel, wohl auch etwas Industrie gibt es da — aber sonst ist es doch wohl so, wie überall auf dem etwas zurückgebliebenen Balkan. Einst, ja einst im Altertum, da war Griechenland ein bedeutender Faktor in der Alten Welt, und wir werden mit der Geschichte heute noch in den Schulen geplagt. Geplagt wurden wir auch mit Homer, und man muß sich einen Ruck geben, trotzdem mal wieder hineinzuschauen — ach ja „andra moi, enneppe mousa“ oder so ähnlich, leider alles vergessen. Man sollte mehr Zeit haben. Na ja, die Ruinen stehen ja noch dort und es fahren auch eine Menge Leute hin, um sie anzusehen; aber das sind ja meist Wissenschaftler oder Leute mit gelehrten Ambitionen. Italien liegt bequemer und hat auch mehr Komfort für die Reisenden.

So oder ähnlich huschen Gedankenketten durch die Köpfe des überwiegenden Teiles der Europäer oder der Bewohner der Länder, die durch Europa kolonisiert wurden, wenn der Name Griechenland fällt. Auch der Hausfrau, die an einem festlichen



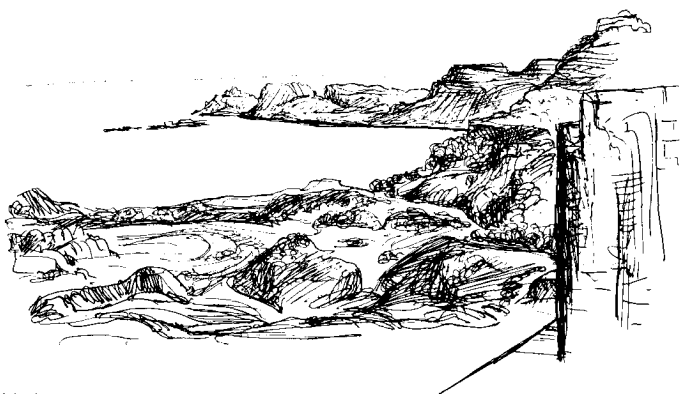
Abend die heiter harrenden geladenen Gäste auffordert: „Darf ich zu Tisch bitten?“ würde dergleichen durch den wohlfrisier-ten Kopf huschen, wenn in dem nun einsetzenden Geplauder zufällig Griechenland erwähnt würde. Sie ahnt jedoch nicht, daß sie soeben ein direkt aus dem Altgriechischen stammendes Wort gebraucht hat. Jawohl, unser scheinbar so gut deutsches Wort „Tisch“ ist eine Umbildung des griechischen Wortes „dis-kos“, die Platte, die Scheibe. Im Plattdeutschen, an der Water-kante, sagt man noch ähnlicher „Disch“. (In Frankreich und England wird das Wort für die Grammophonplatte gebraucht = disque, disk). „Na ja“, sagte Herr X, „mal so ein Wort, was schließen Sie daraus, doch nicht etwa . . .“ — doch, Verehrter, gerade das! Unsere Sprache ist durchsetzt mit Wörtern griechi-schen Ursprungs, die gedankenlos jeden Tag millionenfach an-gewendet werden. Wir sind unausweichlich in einem Netz von Wörtern griechischer Herkunft gefangen, schon das zarte kind-liche Bewußtsein wurde in den griechischen Kulturkreis einbe-zogen, als wir noch lallten. Da haben wir's schon wieder, denn das griechische Wort „lalein“ heißt schwatzen, reden, plaudern. Später werden sie das „Alphabet“ lernen müssen. Doch bleiben wir an der festlichen Tafel, an die wir ja zum „essen“ gebeten wurden. Essen heißt im Altgriechischen „edein“, im Plattdeut-schen wiederum noch ähnlicher „eten“. Festlich auch erleuchten die Lampen den Raum — ja richtig „lampas“, die Lampe, die Fackel — die hübsche Nebensitzerin tritt mir aus Versehen auf

den *Fuß* = „Pous“ (sprich Puhs) — der Fuß, und in dessen Genitiv „podos“ haben wir auch schon die Pfote (plattdeutsch „pote“). Die Stimmung steigt mit dem Genuß des guten *Weines*, Wein = „oinos“ — *gellendes* Gelächter (gellein-lachen) flattert hier und dort auf, die Stimmung steigt so hoch, daß beschlossen wird, ein „Telegramm“ an die Oma durch den „Aether“ zu schicken, der Hausherr gibt es gleich „telephonisch“ auf.

Wir wollen jetzt unsere angeregte Gesellschaft ihrer mehr und mehr entfachten Neigung zur „Allotria“ überlassen und uns unter den Fremdwörtern umschaun, in deren Gebrauch wir eben schon unversehens hineingeraten sind und die auch der „kleine Mann“ täglich gebraucht, ihren griechischen Ursprung nicht ahnend. Ich setze der Einfachheit halber von jetzt ab alle aus dem Griechischen abgeleiteten Wörter in Anführungszeichen. Er geht ins „Kino“, mißt in „Metern“ (metron, das Maß), er arbeitet im „graphischen“ Gewerbe, lernt als Kind mit dem — aus „graphein“ = schreiben abgeleiteten — Griffel umgehen



Belaushtes Gespräch auf Delos



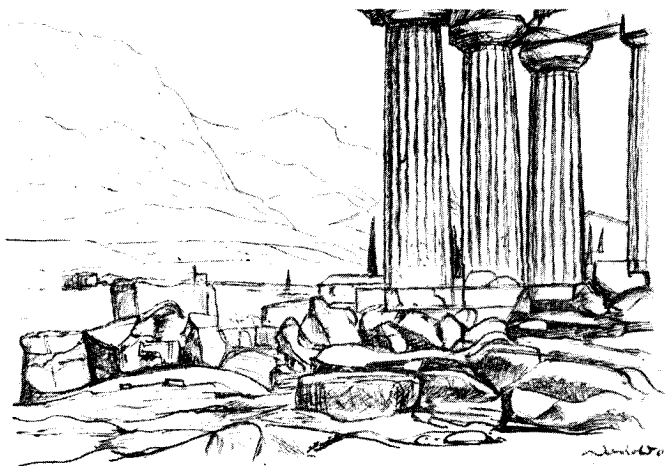
Lindos

und später auf dem „Gymnasium“, „Mathematik“, „Geometrie“, „Arithmetik“, „Physik“ und dergleichen mehr. Er schaut durchs „Teleskop“, nach den „Sternen“ (*astér* = der Stern), spricht wohl auch „Dialekt“, fährt im „Auto“ ins „Theater“ um den „Dialog“ eines „Poeten“ anzuhören, berät sich über die Erziehung seines Sohnes bei einem erfahrenen „Pädagogen“. Ist jemand krank, womöglich von „Diphtherie“ befallen, leidet er an „Katharrh“, hat — Verzeihung — „Diarrhoe“, so holt er sich die vom Arzt verschriebenen Mittel in der „Apotheke“, entweder „homöopathische“ oder „allopathische“, muß womöglich ein „Klistier“ anwenden. Und er kauft „Kaloderma“ und „Kalodont“. Wer denkt noch daran, wenn er „vespert“ oder das Vesperglöckchen hört, daß er auf dem Umweg über das antike Rom ein dort aus dem Griechischen umgebildetes Wort gebrauchend, nämlich aus „hesperos“ der Abend, eigentlich griechisch spricht?

Mehr und mehr sehen wir uns in das Netz griechischer Infiltration verstrickt, ein Netz der griechischen Sprache, griechischer Begriffe, griechischer Denkweise sogar, — unentrinnbar. Ein Großteil unserer Vornamen ist griechisch: Von der Agathe über die Sofie und Irene bis zum Theodor. *Allenthalben ist Griechenland in uns so lebendig, wie es lebendiger gar nicht sein kann!* Wer an der Universität studiert, sei es „Philologie“, „Philosophie“, „Theologie“, „Psychologie“, „Antropologie“, „Pharmazie“, ja auch Medizin, steigt hinein in die Ursprünge griechischen Denkens, griechischer Sprache und übernimmt ausser den griechischen Wörtern dazu noch das Riesenarsenal der aus dem Griechischen umgeformten lateinischen Fremdwörter.

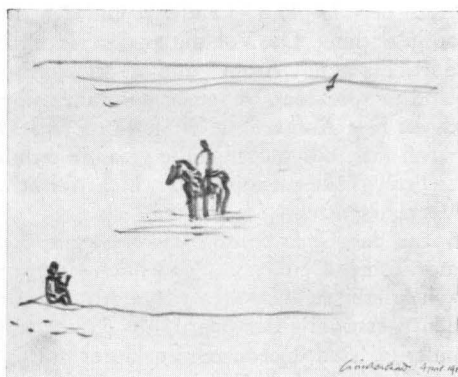
Auch der „Diplom“-Landwirt und der „Diplomat“ ist dieserart ausgezeichnet. Das Vokabular der „Technik“ hat ihren Ursprung dort, bis zum „Atom“ und „Ton“, rein griechischen Wörtern. Und wollte man in einer germanistischen Anwendung alles dieses hier Aufgezählte eliminieren, wir säßen so hilflos da, als wenn man uns plötzlich die gesamte technische Zivilisation entziehen würde mitsamt der „Elektrizität“ und allen modernen Verkehrsmitteln.

Sogar das Christentum, das weitgehend unsere „Ethik“ unser moralisches Denken geformt hat — haben sollte — ist im antiken griechischen Denken vorgeformt. Platon und Aristoteles, bei denen erstmalig der Begriff der Nächstenliebe und des Mitleids auftritt, sind hierdurch Vorläufer und Überleiter zur Lehre Christi geworden. Damit tritt ein neues Element der Verhaltensweise von Mensch zu Mensch in das europäische Bewußtsein.



Es bleibt noch die Begriffsetzung für das Zusammenleben der Menschen, die Staatenbildung, zu erwähnen, die aus dem Stadtwesen — polis — entstandene „Politik“. Sei sie durch die „Monarchie“, die „Demokratie“ oder die „Anarchie“ geprägt, das Volk „aristokratisch“ oder „demagogisch“ geführt: alle diese Begriffe sind griechischen Ursprungs. Sogar die unterweltlichen Kalibane des Dritten Reiches verstiegen sich in den griechischen Wortschatz, indem sie den „Plutokraten“ kreierte.

Dazu kommt unausweichlich das visuelle Geprägtwerden vom griechischen Wesen. Unsere Städte stehen voll mit Bauwerken,

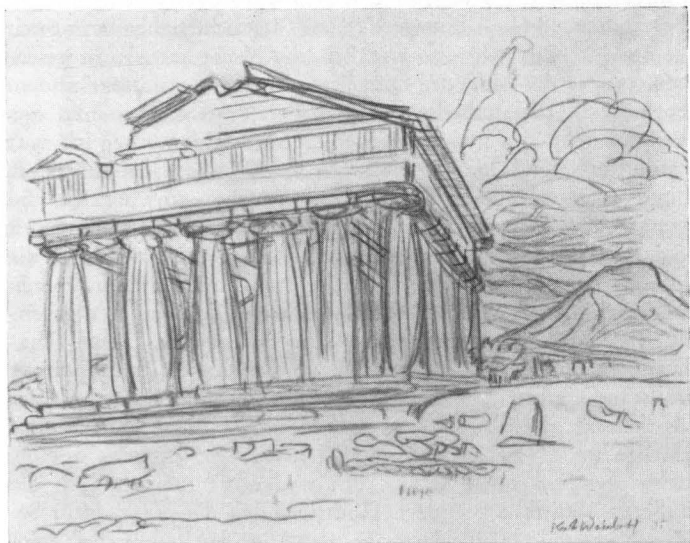


die ihre Elemente aus der griechischen „Architektur“ entnommen haben. Die Säule in dieser bei uns gebrauchten Form ist griechischen Ursprungs. Die Baustile der Renaissance, das Barock, der Klassizismus, das Empire, alle sind aus der griechischen Bauweise entwickelt worden, auf Schritt und Tritt begegnet man diesen Dingen, wird unser Bewußtsein oder auch nur das Unterbewußtsein diesem Bombardement von Eindrücken ausgesetzt. Einige der berühmtesten Plastiken präsentieren sich, ohne daß man ins Museum gehen muß, oft an unerwarteten Stellen. Wenn z. B. der Venus von Milo im Fenster des Wäschegeschäftes ein Büstenhalter umgeschnallt wurde, um dessen „klassischen“ Sitz zu demonstrieren, oder der Apoll vom Belvedere dazu mißbraucht wird, die Vorteile eines Bruchbandes ins rechte Licht zu rücken. So wenigstens sah mans noch vor gar nicht langer Zeit.

Man verzeihe mir, daß ich diese teilweise etwas trockene philologische Explikation vorausgeschickt habe. Aber ist es nicht erstaunlich, wie schon aus den wenigen Stichproben, die ich herausgegriffen habe, die absolute *Lebendigkeit* des alten Griechenlands mitten in unserer modernen Gegenwart evident wird? Auffallend ist bei diesen Wörtern griechischen Ursprungs, die in unseren Sprachgebrauch übernommen wurden, daß sie fast ausnahmslos der Region der Kultur und der Zivilisation angehören, nach welcher die Barbaren des übrigen Europas gierig griffen, als sie freiwillig oder unfreiwillig — auf dem Umweg über die Römer, die als erste davon erfaßt wurden — damit in Berührung kamen. Das Wort „Griechenland ist die Wiege der abendländischen (also europäischen) Kultur“, ist so abgedroschen, daß man sich tatsächlich einen Ruck geben muß, um es

auszusprechen. Beginnt man aber erst einmal dem nachzusinnen, so gewahrt man, daß man in einem „Labyrinth“ von Begriffen und Bestandteilen des täglichen Lebens gefangen ist, die direkt oder wiederum auf dem Umweg über das antike Rom unser Denken und unsere Sprache erfüllen.

So ist es kein Wunder, daß der Wunsch aufkeimt, dieses Wunderland auch einmal zu betreten, sozusagen in die Wiege hineinschauen, in der wir einst in grauer Vorzeit unsere zweite Geburt erlebten. So wie man ja als Erwachsener auch gerne die Stätte wieder betrachtet, an welche erste Kindheitserinnerungen geknüpft sind, oder die Schule, in der die ersten geistigen Gehversuche angestellt wurden. Außer beim Betrachten einiger Plastiken in verschiedenen Museen Europas erlebte ich die erste richtige Begegnung intensiver Art mit Griechenland, die zugleich einen Schock auslöste, auf lateinischem Boden — also unserer geographischen Lage gemäß wiederum auf dem Umweg über „Rom“, wenn man so sagen darf. Das war in Paestum. Ich kam mit einigen Freunden nachts bei Vollmondschein dort an. — Man hatte uns diesen Zeitpunkt als besonders eindrucksvoll empfohlen — es war richtig: Da standen die drei Klötze, von der vereinfachenden Licht- und Schattengebung des Mondes bis zum Unwahrscheinlichen monumentalisiert — so etwas hatte ich noch nie gesehen! Kein Mensch weit und breit außer uns drei Fremden. Man hätte vergehen können vor diesem Ereignis, und





doch füllte es die Brust mit Hochgemutheit bis zum Zerspringen. Wir spürten: Hier war etwas Neues in unser Leben getreten, etwas, nach dem wir uns lange gesehnt hatten. Am nächsten Morgen, der Blick vom nahe gelegenen Hotelfenster aus, in der Morgensonne der goldbraune Koloß des Poseidontempels, gab Bestätigung. Schnell hinaus, *das* im Tageslicht näher betrachten — oh Gott, das gabs also wirklich, die Nacht hatte nicht getrogen, es war das Maß der Dinge in sich selbst, unfassbar und so beglückend, daß unbedingt das Äußerste an Relation zu den Proportionen des Menschen hier erreicht sein mußte. Ich war erschüttert. Und immer wenn ich später wieder einmal dort hinkam, traten mir die Tränen in die Augen — so wie es Goethe sagte: „Und rege bedeutend mich auf“. Die Illusion, ein Stück Griechenland vor sich zu haben, wurde noch verstärkt durch die kühnen Bergformationen im Hintergrund, mit Cumuluswolken schön ergänzt, und durch das Bewußtsein, daß auf der gegenüberliegenden Seite nach einem kurzen Gang das Meer, Thallatta, zu finden sei. Wir *mußten* dorthin baden gehen, um es vollständig zu machen. Das war es also, was das Geheimnis der Anziehung ausmachte: Auf den Menschen zugeschnitten, das Edelste im Menschen ansprechend, *heute so lebendig wie je*, denn es haben sich grundsätzlich weder die inneren noch die äußeren Maßstäbe geändert. Höchstens daß der Nerv dafür bei Vielen verschüttet, überlärmte wurde. Aber das kann sich ja wie-

der ändern, wenn einmal der große Materialismus, der sich heute allenthalben breitmacht, überwunden sein wird als eine kindische Angelegenheit.

Und endlich kam nun auch die Reise nach Griechenland selbst, natürlich über den Wasserweg, durchs Meer, das für die Griechen der Antike mehr war als nur eine befahrbare Verbindung zur Außenwelt. Denn im Grunde ist doch Griechenland ein Inselstaat, auch das Festland ist tief eingezackt und überall hin hat das Meer Zutritt. Poseidon, einer der Hauptgötter, ist der Meerbeherrscher, der *Bruder* des höchsten Gottes Zeus. Aphrodite, die Göttin der Schönheit, welche in Griechenland mehr galt als vieles andere, zugleich die Göttin der Liebe, der stärksten Triebkraft der Menschheit, des Lebens überhaupt, ist schaumgeboren, dem Meere entstiegen. Thetis, die Mutter des strahlendsten Helden der griechischen Sage, Achilleus, ist eine Meeresgöttin, Tochter des Meergottes Nereus — eine Nereide. Die Odyssee, eines der beiden großen Epen Homers, ist eine zehnjährige Kreuz- und Irrfahrt auf dem Meere, und schließlich war die siegreiche Schlacht bei Salamis, die entscheidendste, die für lange Zeit die Bedrohung von außen her sistierte, eine Seeschlacht.

Auch heute scheint das Meer noch diese Rolle zu spielen. Der bezaubernde griechische Film „Sonntags nie“, der ein Welterfolg wurde und in dem ein amerikanischer Gelehrter das antike Leben wissenschaftlich erforschen will, dadurch mit Blindheit geschlagen wird und erst am Schluß merkt, daß es sich vor seinen Augen in aller heiteren Unschuld die ganze Zeit über abgespielt hat, daß er mitten drin steht, dieser Film spielt im bedeutendsten Hafen Griechenlands, im Piräus. So war es richtig, von Venedig her durch die Adria zu schwimmen und „eines Morgens“ als erstes griechisches Land eine Insel im feuchten Farben-duft auftauchen zu sehen und mit dieser den ersten griechischen Boden zu betreten, das gartengleiche Korfu mit den beiden Koryphäen. Immer wieder kommt man aufs Meer, ans Meer,





ins Meer, sieht es veilchenblau, oder perlmutterfarben, oder tief tintig, wie es in den alten Dichtungen beschrieben wurde. Man muß das selbst erlebt haben, die so ganz andere Sonne, das ganz andere Licht, viel heller als in den übrigen Mittelmeerlandern, die so intensiv und ernst leuchtenden Farben der Blumen, die Freundlichkeit der Bewohner, die den Fremden noch heute wie einst als Gast betrachten — *Gastfreund* heißt *xenos*! Alles, alles ist Bestätigung, daß hier in diesem Land, als es noch nicht durch spätere Unvernunft so verkarstet war und den Schmuck seiner Wälder und Haine trug, die heute nur in einzelnen Teilen die einstige Anmut erkennen lassen, daß *hier* nur dieser Menschenschlag gedeihen und sich entfalten konnte, von dessen geistiger Ausstrahlung noch heute und fast mehr noch als dies im Altertum möglich war, die Welt in großen Teilen durchflutet wird. Der Anblick der Akropolis und der Rundblick von oben lassen einen erbeben, nicht minder die vielen anderen Tempel. Die Figurensteine, man muß sie dort im Licht unter diesen Himmel gesehen haben, um sie ganz zu kennen, zu kennen, wie durch die räumliche Entfernung und das andere, rauchige Licht bei uns doch so vieles verdeckt ist und sich verändert hat, und daß es gut wäre, näher bei diesen Steinen zu leben.

Noch etwas gibt es, was zwar nicht mehr so recht in uns lebendig ist, was es aber wieder werden sollte und was wir von den alten Griechen lernen und übernehmen sollten. Denn es ist uns in der Zeit immer zunehmender Entgötterung und Vermaterialisierung mehr und mehr verloren gegangen. Der Grieche der Antike lebt ständig „*sub specie aeternitatis*“, im Hinblick auf

die Ewigkeit. Er war längst nicht so heiter, wie es Goethe noch wahrhaben wollte. Der Gesichtsausdruck fast aller menschen- darstellenden Skulpturen ist ernst, fast von einem unmerklichen Schauer vor etwas Unabwendbarem gezeichnet. Das ist so in der Zeit der Hochblüte, als der Ausdruck sich aus dem stereo- typen archaischen Lächeln herauslöste. Dieses hatte noch gezeigt, daß die menschliche Existenz ursprünglich ein Bestandteil der Natur war, die, weder heiter noch ernst, gleichmütig in den Ge- zeiten mitwebte und den Menschen noch als unpersönliche Säule des gesamten Lebens sah, nicht Individuum, sondern Figur, den Göttern gleich — quasi vor dem Raub der Frucht vom Baum der Erkenntnis. Doch dann brach das Wissen herein, das ihnen die gleichmütige göttliche Heiterkeit nahm, und sie sahen mit Ernst die Möglichkeit, daß das Schicksal, die Götter in jedem Augenblick zuschlagen könnten, und sie versuchten diese durch *Opfer* günstig zu stimmen. Das bedeutet, sie legten sich eine Ent- behrung auf, den Verzicht auf etwas Notwendiges, Unentbehr- liches, also durch ein wirkliches Opfer. Sie nahten sich mit Furcht und Spannung der Gottheit und den heiligen Gefilden, um ein klein wenig der Ungewißheit von sich tun zu können. Auf der Fahrt nach Delphi stellte ich mir vor, wie es damals einem Pilger zumute sein mußte, als er ohne die heutigen Chausseen tiefer und tiefer in die beklemmende Wildnis eindrang, die sich hier be-



sonders eindrucksvoll, drohend und Schauer erregend, um den Eindringling zusammenzieht, die wirkungsvollste Szenerie zum Empfang des Orakelspruchs.

Ein letztes Bild in diesem Zusammenhang: Die Karyatiden am Erechtheion auf der Akropolis, die Koren, die die unerhörte Last des Gesamten tragen, aber dies mit einer Erhabenheit, einer unnachahmlichen selbstverständlichen Lässigkeit, die wie nichts anderes die Größe des Dienens zum Wohl der Allgemeinheit darzustellen vermag.



KURT WEINHOLD

Geboren 28. September 1896 in Berlin, im Rheinland erzogen, in München als Autodidakt Maler geworden. In der Jugend mit Paul Klee befreundet. 1928 erster großer Erfolg mit Triptychon „Schirmolympiade“ in Berlin und Amsterdam.

RompPreis. Studienaufenthalte in Italien, Frankreich etc. 1937 zum „entarteten Künstler“ erklärt. Ausstellungen und Ankäufe vieler Museen in Deutschland sowie in Oakland USA. Freskomalereien in Deutschland und in Basel.

Zahlreiche Porträts in Kreisen der Politik, Kultur, Wirtschaft. Porträt des Bundespräsidenten Heuß für das Kultusministerium Stuttgart. Lebt seit Jahrzehnten in Calw/Württ., ist aber viel auf Reisen im Ausland.

Mediterrane Züge im Antlitz Griechenlands

In zunehmendem Umfang streben jährlich viele tausend Deutsche nach Italien und mehr und mehr auch nach Griechenland und Spanien, so daß man uns geradezu einen „Zug nach dem Süden“ als eine Charaktereigenschaft zuspricht. Daß diese Reisen unterschiedlich beurteilt werden, ist selbstverständlich, aber sie als reine Modeerscheinungen erklären zu wollen, ist sicher falsch. Man wird hierfür doch tiefere und sinnvollere Gründe suchen müssen. Diese zeigen sich schon in den *Erwartungen*, die man an eine solche Reise knüpft. Selbstverständlich hat jeder etwas Besonderes, sieht jeder in etwas Anderem den Höhepunkt seiner Reise. Sucht man aber die individuellen Erlebniswünsche zu *typisieren*, so schälen sich wohl zwei Hauptinteressen geistiger Natur heraus, unter denen sich die Einzelvorstellungen jeweils sammeln lassen.

Das eine ist das *historische Erlebnis*, der Wunsch, die Wurzeln unserer Kultur und zugleich deren Idealgestalten am Ort ihrer Entstehung kennen zu lernen.

Das zweite Erlebnis aber ist ein *geographisches*. Wir alle sind in einem Landschaftstyp beheimatet, der zwar außerordentlich reich abgewandelt ist, der aber in allen seinen Formen doch als mitteleuropäisch empfunden wird. Charakteristisch für ihn ist vor allem die Geschlossenheit der pfleglichst behandelten Kulturlandschaft. Feld und Wald, Wiese und Weide decken in einem keineswegs zufälligen Mosaik unseren Raum. Ödland ist für viele Deutsche ein leeres Wort, mit dem sie keine Vorstellung verbinden. Als natürliche Erscheinung tritt es bei uns in größerem Umfang nur im Hochgebirge oberhalb der Vegetationsgrenze auf, oder im Bereich tiefliegender, weiter Moore, die aber in rasch zunehmendem Umfang der modernen, wissenschaftlich gelenkten Agrartechnik weichen. Kulturbedingte Devastationserscheinungen zeigt Deutschland nur punktuell, z. B. im Bereich des Bergbaues und seiner Folgen, doch ist selbst hier Bereich des Bergbaues und seiner Folgen, doch ist selbsts hier vielfach bereits die Bewirtschaftung begonnen, etwa durch Bepflanzung der Halden mit Bäumen. Bauer und Forstmann sind bei uns also die beiden Gestalten, die eine lückenlose Kulturlandschaft schaffen, wobei der Wald im allgemeinen nur dort eine weitflächige Verbreitung findet, wo die Ungunst von Boden und Klima dem Fruchtanbau seine Rentabilitätsgrenze zieht,

also vor allem in den kühlen und feuchten Gebirgen, denen ihr Waldbestand ja vielfach auch den Namen gegeben hat: Schwarzwald, Odenwald, Pfälzer Wald, Spessart, Thüringer Wald, Böhmer Wald usw. Aber auch unser *Klima* ist „mitteleuropäisch“. Wir kennen die vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter und haben von jeder eine sehr bestimmte Vorstellung. Wir wissen wirklich, was ein Winter ist. Erst gegen die Grenzen Mitteleuropas hin werden diese Vorstellungen unsicher; Ostpreußen kennt einen eigentlichen Frühling schon nicht mehr, denn fast gewaltsam bricht hier binnen Tagen auf den Winter ein heißer Frühsommer herein, blüht alles zugleich kurz und rasch ab. Aber solche Unterschiede erscheinen doch nur langsam und kaum merklich in einem sehr *weiten* Raum, werden nicht eigentlich augenfällig. Man muß sie sich fast mühsam ins Bewußtsein heben.

Das alles ändert sich aber überaus deutlich und eindrucksvoll, sobald man, statt tausend Kilometer von W nach O, nur zweihundertfünfzig Kilometer von N nach S wandert und die Alpen hinter sich gelassen hat. Die ersten Vorläufer dieser neuen Welt begegnen uns schon in den Südalpen, etwa im oberitalienischen Seengebiet; den vollen Eindruck des Fremden, Ungewohnten, Andersartigen würde uns bereits die dalmatinische Küste vermitteln. Wer also überhaupt dem Landschaftserlebnis zugänglich ist, wer in der Erfahrung eines fremden Landschaftstyps eine wesentliche Erweiterung seines Horizonts, und das nicht nur im geographischen Sinne, zu erleben vermag und fähig ist, im Vergleich mit dem *Fremden* auch die *Heimat* in neuem Licht zu sehen und in ihren bisher als selbstverständlich erachteten Werten zu würdigen, dem bietet die mediterrane Landschaft hierzu den nächstgelegenen Zugang.

Den ersten Eindruck des Erstaunlichen, ja des Unwahrscheinlichen erhält der, der das Meer etwa von der grünen Ostsee oder der grauen Nordsee her kennt, von der *Farbe* des Mittelmeers. Bei heiterem Himmel bietet sie sich in einem tiefen, satten Blau an. Blau aber ist auf dem Meer die Farbe, die eine große Reinheit des Wassers widerspiegelt. Reines Wasser aber wiederum heißt Nährstoffarmut, heißt somit Mangel an pflanzlichem und tierischem Leben. Je tiefer blau ein Meer, umso Dem inneren Bau nach ist das Mittelmeergebiet ein Raum, in „wüstenhafter“ ist es. Selbstverständlich gibt es, vor allem in Küstennähe, wo Flüsse und Bäche einmünden, allerlei tierisches Leben, wie es uns auf den Fischmärkten gestaltreich entgegentritt. Aber die großen Schwarmbildner, die eigentlichen Brotfische unserer nördlichen Meere, Hering, Kabeljau, Schellfisch

und andere fehlen, und abseits der Küsten, auf dem hohen Meer, hört wohl jede Fischerei nahezu auf. Daher ist schon seit den ältesten Zeiten, in denen es überhaupt einen Handel mit den nördlichen Meeren gibt, also etwa seit dem 10. Jhdt., die auf langes Fasten eingestellte und vielfach dicht sitzende Bevölkerung der Mittelmeerländer auf die Zufuhr nördlicher Fische angewiesen, die in den älteren Zeiten einen Haupthandelsartikel darstellten, Stockfisch und Klippfisch. Hier zeigt sich also das Mittelmeer als ein abgeschlossenes Becken, dem die kühlen, nährstoffreichen Strömungen des Ozeans fehlen und in welchem sich die von den Flüssen und durch die Straße von Gibraltar eindringenden Nährstoffe verhältnismäßig rasch verbrauchen. Damit hat das Mittelmeer also den normalen Typus warmer, das heißt tropischer und subtropischer Meere. welchem die beiden Haupttypen der Deformation der Erdkruste, Faltung und Bruchbildung, auf das Intensivste ineinandergreifen, wobei die Neigung zur Bruchbildung auf der Balkanhalbinsel von W nach O zunimmt. Das Mittelmeer selbst gliedert sich in eine Anzahl von Becken, die zum Teil durch Schwellen und seichte Überspülung voneinander getrennt sind, aber jedes für sich gewaltige Einbruchsessel darstellen, die im Bereich des Westflügels auf über 3000 m, in unserem Ostflügel aber weitflächig auf über 4000 m abgesunken sind. Diese Erscheinungen setzen sich auf dem Festland fort. Die ganze *westliche* Balkanhalbinsel ist ein Zug von NW nach SO streichender paralleler Falten, der sich von den Südalpen ablöst und als dinarische Alpen ferner im Pindus und den Gebirgen des Peloponnes fortsetzt, dann nach Osten umbiegt, in zwei Ketten die Insel Kreta bildet und von hier aus fortzieht nach Rhodos. Diese Ketten steigen großenteils als Steilküste auf, sind kaum von Pässen unterbrochen und auch sonst in hohem Maße unwegsam. Es führen daher von der langgestreckten Westküste kaum Wege ins Innere. Die Westküste ist die abweisende, die Rückseite der Halbinsel, und ihr schmaler Saum hat auch historisch stets ein von der Ostseite verschiedenes Schicksal gehabt.

Ganz anders der *Osten*. Gegen ihn hin entwässern alle größeren Flüsse, deren Wasserscheide weit nach W geschoben ist. Östlich des Pindusgebirges fehlen die langgestreckten Ketten. Statt dessen liegt hier ein Bruchschollenland, das herausgehobene Horste und versenkte Gräben dicht nebeneinanderlegt. Diese Brüche ziehen teils von NW nach SO, teils senkrecht dazu. Einer der mächtigsten Brüche zieht aus der Morawa-Wardarsenke, die nicht zufällig einer der Hauptverkehrswege

der Balkanhalbinsel ist, gegen SO, läuft an der Außenküste von Euböa vorbei und setzt sich im Ägäischen Meer im Dodekanesgraben fort. Er ist die eigentliche Grenze zwischen Europa und Vorderasien. Die Inselflur der Ägäis aber ist der über das Wasser hinausragende Rest eines ehemaligen Landes, das erst während der Eiszeit zusammengebrochen ist und vom Meer überspült wurde. Nur *einer* dieser Grabenbrüche durchsetzt praktisch die ganze Halbinsel, und zwar im Golf von Patras, der sich im Golf von Korinth fortsetzt. Ihm strebt von O her der Golf von Ägina entgegen. Jedoch sperrt diese Senke die Landenge von Korinth, die man durch einen Kanal 1881 — 1893 unter großen technischen Schwierigkeiten und unerwartet hohen Kosten durchstoßen hat. Bei ähnlichem Abschluß von Becken auf dem Festland sägt sich das fließende Wasser in engen Durchbruchtälern seine Bahn. So bricht etwa das Entwässerungsnetz der Ebenen Thessaliens durch das enge Tempe-tal zwischen dem fast 3000 m hohen Olymp und dem 2000 m hohen Ossa-gebirge hindurch in die Ägäis. Das Mosaik von oft steil aufragenden Gebirgen und tief eingesenkten Becken ist also ein Charakterzug Griechenlands. Da die tektonischen Linien aber im Osten weit mehr als im Westen frei gegen das Meer ausstreichen, wendet sich das Antlitz des aktiven Griechenlands, vor allem das seiner Seestädte und seiner Seefahrt, weit stärker nach Osten als nach Westen. Übergänge *zwischen* den Gebirgen dieser Bruchstruktur sind zahlreicher und bequemer, als im Bereich der lang hinziehenden Ketten des Westens, ohne jedoch direkt zum Verkehr herauszufordern.

Als Folge davon haben sich in allen Becken politisch und kulturell bedeutsame Städte mit merklichem Eigenleben bilden können, die auch miteinander in Kontakt traten, ohne daß es bei den obwaltenden orographischen Schwierigkeiten einer von ihnen gelungen wäre, sich beherrschend über die anderen zu stellen. Daß dieses kleinzellige Mosaik von Küstenebenen und Binnenbecken gegen stärkere Einflüsse von außen her im N und im W von fast unübersteigbaren Gebirgen geschützt war, hat dieser Eigenentwicklung volle Entfaltungsmöglichkeiten zu geben vermocht. Daß die Inseln hierbei ihre besondere Rolle spielen, versteht sich fast von selbst.

Eine tektonische Entwicklung, die noch im Diluvium, also in unserer Eiszeit, so tiefgreifende Ereignisse wie die Zerschlagung und Versenkung eines Festlandes im Raum der Ägäis beinhaltet, ist selbstverständlich in der kurzen seither vergangenen Zeit nicht zur Ruhe gekommen. Die Erdkruste ist hier immer noch in oft gefahrbringender Bewegung. Zwar fehlt ein aktiver

Vulkanismus in Griechenland, der sich heute auf die Insel Santorin beschränkt; *hier* aber sind sehr alte Kulturen noch verschüttet worden. Dagegen sind *Thermen* und vor allem *Erdbeben* keine seltene Erscheinung. Recht eigentlich mag in Griechenland kein Tag ohne wenigstens eine kleine Erschütterung vergehen. Aber auch vernichtende Erdbeben sind seit der Antike in großer Zahl bekannt. Ein alter Bebenherd ist der Golf von Korinth. Vom alten Korinth ist wiederholt kein Haus stehen geblieben, so daß man schließlich 1858 die Stadt um 5 km verlegte, doch ist auch sie 1928 restlos zusammengebrochen. Häufig wurden ganze Areale zerstört, so in einem Erdbeben 551 n. Chr. 8 Städte in der Umgebung des Parnaß. Am Nordsaum des Peloponnes sind Städte und Dörfer unter größten Menschenverlusten vernichtet worden. Das Gebiet von Olympia ist ein uralter und permanenter Herd zerstörender Beben bis in die Gegenwart; ihre anschaulichen Zeugen sind die glatt zur Seite geworfenen Säulen des Zeustempels. Auch die jonischen Inseln folgen einer Bebenzone ersten Ranges: 1867 hat ein Erdbeben auf Korfu über 2600 Häuser gänzlich zerstört, gegen 3000 schwer beschädigt und 224 Menschen getötet. Ein Bebenherd ist auch das Taygetosgebirge, wo Sparta wiederholt zerstört wurde. Im ganzen ist es leichter, jene Landschaften und Städte zu benennen, die *nicht* oder nur wenig von Erdbeben heimgesucht wurden, als die anderen. Merkwürdigerweise hat Athen das Glück, eine unverhältnismäßig wenig erschütterte Stadt zu sein, obwohl ringsum Gebiete schwerer Zerstörungen liegen. Der Poseidonkult ist der religiöse, die Erdbebenkunde, etwa des Aristoteles, der wissenschaftliche Niederschlag dieser Zustände, die ja häufig genug entscheidend in das politische Leben eingegriffen haben. —

Beim Gedanken an das Mittelmeergebiet stellt sich fast sprichwörtlich die Wendung vom „*sonnigen Süden*“ ein, eine Vorstellung, die schon manchen bitter enttäuscht und manche Reise zur Qual gemacht hat, vor der man also nicht dringend genug warnen kann.

Wie ist der Ablauf der Jahreszeiten in Griechenland charakterisiert?

Wir gehen am einfachsten vom Sommer aus, und zwar von den Luftdruckverhältnissen, da von ihnen die Winde abhängen. Im Westen liegt dann das Azorenhoch mit seinem Kern westlich des Golfs von Biscaya. Gleichzeitig liegt ein mächtiges Tiefdruckgebiet über Vorderasien. Die Linien gleichen Luftdrucks fallen also in N—S Richtung. Da die Winde den Isobaren etwas parallel wehen, beherrschen den Sommer über

Griechenland Nord—NO-Winde. Es sind Winde, die aus dem Kühleren ins Wärmere wehen, also trocken sind. Trockenheit, geringe relative Feuchtigkeit, heller Sonnenschein, Staub und Hitze zeichnen den Sommer aus. Die alten Griechen nannten diesen meist kräftig, ja stürmisch blasenden NO die Etesien. Daher hat man das ganze Mittelmeerklima nach diesem Wind auch das Etesienklima genannt. Es ist klar, daß dieser heiße, staubige, trockene, ausdörrende Sommer keine angenehme Jahreszeit, keine günstige Reisezeit ist.

Ganz anders ist der Winter! Das Azorenhoch ist mit der Sonne südwärts gewandert. Von Norden her ist die Kälte gegen das Mittelmeer vorgedrungen. Das Meer *selbst* ist noch vom Sommer her unverhältnismäßig warm und über ihm ist daher ein Tiefdruckgebiet. In dieses dringen von Westen her jene Depressionen ein, die unser mitteleuropäisches Klima das ganze Jahr hindurch beherrschen. Diese wandern nun im Mittelmeergebiet umher und lassen bei mäßiger Wärme, die etwa unseren März-April-Temperaturen entsprechen, zum Teil ausserordentlich starke Niederschläge fallen. Das sind nicht mehr unsere Landregen, es sind häufig genug Platzregen von ausserordentlicher Tropfengröße und Tropfendichte, echte Wolkenbrüche. Es ist nicht gerade kalt, aber es ist unangenehm schudderig. Alles ist naß und klamm, auch wenn auf den Regen meist bald wieder Sonnenschein folgt. Das aber, was uns Nordländer am meisten stört, ist der Mangel einer Raumheizung im mediterranen Haus. Niemanden stört hier der „Zug“, denn jeder weiß, daß dieser die unerträgliche Sommerhitze mildern hilft. Die Mindesterwärmung, auf die man im Winter nicht verzichten kann, verschafft man sich über kleinen Holzkohlenfeuerchen auf offener Schale, über der man sich die klammen Hände wärmt. Vom Spätherbst bis weit ins Frühjahr hinien kann es also denkbar unangenehm sein. Die wirklich angenehme Reisezeit sind die zweite Hälfte des März und die Monate April und Mai. Schon der Juni kann sehr heiß werden. Schön kann dann noch der Herbst sein. Wer also zur unrichten Zeit ohne entsprechend warme Kleidung ans Mittelmeer reist, um hier die erhoffte Wärme zu genießen, friert wahrscheinlich mehr und hoffnungsloser, als wer statt dessen Norwegen aufsucht, in zweckmäßiger Kleidung Ski fährt, sich abends am Kamin wärmt und seine Kleider bis zum nächsten Tag mit Sicherheit getrocknet weiß.

Daß es im Inneren der Balkaninsel anders ist, daß hier sehr erhebliche Winterkälten mit starken Frösten auftreten können, daß hier überhaupt das Klima viel stärker mitteleuropäische

Züge trägt, sei ausdrücklich bemerkt. Was geschildert wird, ist das eigentlich mediterrane Winterregengebiet der Küstenlandschaften, die wir allein auf unseren Reisen berühren. Auf die Frage, ob dieses Klima eigentlich „günstig“ oder „ungünstig“ ist, gibt die beste Antwort die *Vegetation*. Goethes Verse sind ein Sehnsuchtslied an den Süden.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen blühn, . . .

Wir alle kennen die griechischen, italienischen, spanischen Weine, kennen Korinthen und Sultaninen, Pistazien, Oliven und andere „Südfrüchte“. Kurzum, uns ist das Mittelmeer von seinen prachtvollen Gartenfrüchten her bekannt, und alles dies ruft in uns die Erwartung der Üppigkeit des Pflanzenlebens hervor. Aber ich frage die, denen diese Gebiete bereits von früheren Fahrten vertraut sind, ob ihnen nicht die erste Reise gerade in dieser Beziehung eine eklatante Enttäuschung bereitet hat, eine Enttäuschung, die denen nicht erspart bleiben wird, die diese Reise als erste mitmachen. Der Gesamteindruck, den die *Vegetation*, das in vieler Beziehung entscheidendste Moment eines Landschaftseindrucks, auf uns macht, ist der der Dürftigkeit, ja oft wüstenhafter Kahlheit, ein Eindruck, der sich noch außerordentlich verstärken würde, wenn wir, statt im Frühjahr, im Hochsommer oder Herbst hierher kämen. Ganze Gebirgshänge starren uns als kreidig kahle Massen entgegen. Wo wir Wald erwarten, steht eine dürre, niedrige Strauchsteppe. Und wo wir doch auf Bäume treffen, sind diese meist klein, sparrig und wirken mit ihren verquälten, gedrehten Ästen, mit ihrem in der Regel kleinblättrigen und wenig Schatten werfenden Laub ausgesprochen kümmerlich, nicht selten geradezu gespenstisch. Heute erscheint uns dieses Bild als „die Natur“ Griechenlands. Tatsächlich ist es aber eine Verwüstungserscheinung. Wo heute die Buschsteppe, die in allen Mediterranländern weit verbreitete „Macchi“, liegt mit Ziest (also in die Familie der Salbei- und Majoranarten, = *Stachys*), dem unserer Pimpernelle verwandten falschen Christusdorn (*Poterium spinosum*), mit Bocksdorn, Königskerze, Wolfsmilchgewächsen, Bärenklau, Lorbeer, Myrthe und vielen anderen, stand ursprünglich Wald. In den unteren Regionen war er zusammengesetzt aus vielen teils immergrünen, teils laubabwerfenden Eichenarten, Buchen, Plantagen sowie Koniferen wie Aleppokiefer und Pinie; nach der Höhe zu ging er in Tannen- und Fichtenwald über. Diese Wälder sind seit dem Altertum immer überfordert worden,

sind teils durch eine echte Wirtschaft: also Bauholz, Brennholz, zur Pechgewinnung, überhaupt zu jeder Art Nutzholzgewinnung, zurückgedrängt, teils aber auch einfach vernichtet worden, in erster Linie durch Brand, den die *Hirten* anlegten, um an Stelle des Waldes aschegedüngte Weideflächen zu erhalten. Die kletterfreudige Ziege, in allen griechischen Gebirgen das Hauptweidetier, sorgt dann dafür, daß an solchen Stellen kein weiterer Baumwuchs mehr aufkommt.

Es besteht gar keine Frage darüber, daß auch unsere deutschen Wälder jahrhundertlang vielfach raubbauartig beansprucht wurden und zum Teil geradezu verschwunden sind. Merianstiche zeigen zum Beispiel den Königsstuhl über Heidelberg vollständig kahl. Dennoch wächst hier längst wieder ein herrlicher Wald. Warum hat man das in Griechenland nicht auch so gemacht? Hierzu muß man sich einen Augenblick lang die nicht nur griechischen, sondern überhaupt mediterranen Schwierigkeiten klar machen, die dem entgegenstehen:

1. Auch bei uns war es hart und lieblos, die Waldweidewirtschaft durch Forstgesetze zu unterbinden. Aber es war *möglich*, zum Beispiel durch vermehrten Anbau von Futterpflanzen auf den Feldern einen Ausgleich zu schaffen. In Griechenland wäre eine solche Beanspruchung des geringen Kulturlandes zugunsten der Ernährung von Tieren unmöglich, da hier nur etwa ein Fünftel des Landes Ackerland ist. Man kann unter diesen Umständen die Ziegen, also den ärgsten Waldverwüster, nicht aus den Gebirgen verbannen, ohne damit gleichzeitig dem Volk eine wesentliche Nahrungsquelle abzuschneiden.

2. Zu diesem volkswirtschaftlichen Grund kommen aber auch noch zwei sehr gewichtige *natürliche* Schwierigkeiten, die im Klima begründet sind:

Zum Ersten vereinen sich bei uns in Deutschland drei Faktoren: Sommerwärme, Winterkälte und die normalen Landregen, die eine milde Verwitterung des anstehenden Gesteins im Zusammenspiel mit der Lebewelt im Boden hervorrufen. Das ist im Mediterrangebiet ganz anders. Platzregen und Wolkenbrüche waschen hier einen etwa ungeschützt liegenden Boden aus den Gebirgen heraus, ehe ihn ein neues Wurzelwerk wieder zu befestigen vermag. Das heißt also, die Kräfte der Abspülung sind sehr viel stärker als bei uns.

Zum Zweiten sind die Wärmeverhältnisse viel ungünstiger. Wir haben bei uns in Deutschland nur einen mehr oder minder langen *Winter*, der die Vegetation niederhält, während vom Frühjahr bis zum Spätherbst Vegetationszeit herrscht, die der Pflanze freien Spielraum läßt. In Griechenland, und vor allem



Trocknen von Korinthen bei Paläokorinth

Die ganzen Trauben werden auf festgestampften, rechteckigen Lehmflächen im Schatten der gespannten Tücher zum Trocknen ausgebreitet.

im Gebirge, herrscht aber nicht nur eine nicht unbedeutende Winterkälte, sondern fast schlimmer noch ist die ausdörrende, hohe, trockene Sommerhitze. Die mediterrane Vegetation der „Hartlaubgewächse“ ist also eine Anpassung an zwei recht ungünstige Jahreszeiten, denen sich nur zwei kurze günstige zwischenschalten, das Frühjahr und der Herbst. Man macht sich eben nur zu oft garnicht klar, daß das Mittelmeergebiet zwar die *Südgrenze* unserer mitteleuropäischen Vegetationszone, damit gleichzeitig aber auch der *Nordsaum* der *Wüstenzone* ist. Dementsprechend hat auch „immergrün“ zwei ganz verschiedene Bedeutungen: Immergrün ist der innertropische Regenwald und erscheint damit als Ausdruck der Üppigkeit. Das Jahr hindurch anhaltende Niederschläge bei dauernder hoher Wärme stellen den Laubbaum garnicht vor die Notwendigkeit, zu irgend einer Jahreszeit (die es ja unter diesen Umständen garnicht gibt!) sein Laub fallen zu lassen. „Immergrün“ kann aber auch, wie hier im Mittelmeergebiet, eine Anpassung an einen *sehr ungünstigen* Jahresgang des Klimas sein. Wird die

Vegetation durch die Winterkühle niedergehalten, just dann haben wir das Optimum der Niederschläge. Umgekehrt aber trifft das Optimum der *Wärme* im Hochsommer auf eine fast vollständige Niederschlagslosigkeit. Die immergrüne Hartlaubvegetation der Mittelmeerländer ist also eine Anpassung der Pflanzenwelt an ein recht ungünstiges Klima. Sie kann jede temporäre Gunst in dieser Schere zwischen Mangel an Wärme im Winter und Mangel an Niederschlag im Sommer wahrnehmen, ohne erst treiben zu müssen, wobei die meist kleinen, harten, widerständigen, mitunter mit Haaren besetzten oder mit einem Lack überzogenen Blätter in gleicher Weise der Kälte wie der Sommerhitze zu widerstehen und die Verdunstung sehr stark herabzusetzen vermögen.

Auch im Gebiete der *Wirtschaft* entsprechen die Tatsachen wahrscheinlich kaum der gewohnten Vorstellung. Auch *hier* halten wir die Naturgabe für üppig, da wir einen nicht unerheblichen Teil dessen, was wir als luxuriös empfinden, aus den Mittelmeerländern empfangen: die Südfrüchte wie Apfelsine, Zitrone, Pampelmuse, Orangeade und Zitronat, die Olive, die Feige, die Tafeltraube, Sultaninen und Korinthen, köstliche Weine, auch Frühobst aller Art, Frühgemüse und den aromatischen, leichten, hellen Zigarettentabak. So entsteht in uns das Bild einer Gartenlandschaft, in der die Natur verschwenderisch spendet, was sie bei uns nur an besonders begünstigten Stellen spärlich gedeihen läßt, oder unserem Klima vorenthält. Dieses Bild bedarf aber mindestens sehr starker Einschränkungen.

Zunächst einmal erscheint rein historisch gesehen die Mediteranvegetation fast bar aller Fruchttträger. Wahrscheinlich sind sogar Bäume, die sich seit weit über 2000 Jahren völlig akklimatisiert haben und heute bestandbildend in den Wäldern auftreten, wie die Edelkastanie und der Walnußbaum, Einwanderer aus dem Osten, aus dem Vorderen Orient. Wilde Öl-bäume sind im Mittelmeergebiet heimisch, aber die Ölbaumkultur ist aus dem Orient in historischer Zeit ins Mittelmeer gekommen. Die echte Pistazie ist in historischer Zeit über Syrien und Ägypten aus ihrer südasiatischen Heimat nach Griechenland gekommen. Der Mandelbaum stammt aus Vorderasien, war aber den Griechen wahrscheinlich früher bekannt, als Walnuß und Kastanie. Die wilde Feige kommt im ganzen Mittelmeergebiet vor, aber die süße Fruchtfeige ist zuerst im 7. Jhdt. v. Chr. aus ihrer arabischen Heimat über Syrien, Palästina und Kleinasien nach Griechenland gekommen. Pfirsich und Aprikose stammen aus Zentralasien und sind von den Chinesen zu Tafelfrüchten herangezüchtet worden. Die

Schlehe ist endemisch, war aber im Altertum noch nicht zur Pflaume veredelt. Auch der Johannesbrotbaum, dessen Früchte heute Viehfutter geworden sind, stammt aus Vorderasien. Apfel und Birne waren ebenfalls im alten Griechenland noch nicht soweit kultiviert, daß sie als Speisefrüchte begehrt waren. Die wohl auf Kreta seit jeher heimische Quitte ist auch heute noch ungenießbar und muß erst durch Kochen zubereitet werden. Somit kannte das frühe Griechenland eigentlich kaum mehr als den Wein und die Feige als wohlschmeckende Früchte. Alles andere kam erst im Lauf der Geschichte nach Griechenland, wurde zum Teil erst durch die Römer und ihre asiatischen Gartensklaven für ihre anspruchsvolle Tafel herangezchtet.

Der Tabak stammt bekanntlich aus Amerika, und der Reis aus Ostasien. Das Mittelmeergebiet ist also zwar ein Garten, aber seine Früchte sind erst nach und nach von außen hineingetragen und akklimatisiert, sind ursprünglich Fremdlinge. Die wegen geringem Gerbsäuregehalt eßbare *Eichel*, die wir von Griechenland bis hin nach Andalusien als Wildbaum verbreitet finden, wird in primitiven Zeiten wohl die wichtigste einheimische Frucht gewesen und in Notzeiten auch immer wieder als solche eingesprungen sein.

Erscheint demnach das Mittelmeergebiet als ursprünglich arm, aber fähig, Fremdlinge vieler Zonen und vielfach konträr verschiedener Klimate erfolgreich aufzunehmen und zu akklimatisieren, so haben auch seine produktiven Gebiete als Fruchthainlandschaften mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn warum kultiviert man hier in so großem Umfang gerade Bäume? Weil sie mit ihrem umfänglichen und weit hinreichenden Wurzelwerk ihren Wasserbedarf aus erheblicher Tiefe und einem großen Bodenvolumen aufnehmen können, während alle Flachwurzler im heißen trockenen Sommer verdorren. Ende Mai wird das Getreide geerntet; anschließend steht das reine Ackerland leer, dient höchstens als Schafweide. Schon der ergiebige, aber der Sommerwärme bedürftige Mais gedeiht nur noch auf künstlich bewässertem Land. Demnach ist die Kultur der anspruchslosen Bäume, die auch auf dürrtigem Boden ohne Wasserzufuhr gedeihen, des Ölbaums, der Rebe, der Feige, nur wieder eine Anpassungserscheinung an die Kargheit der Natur. Der helle Zigarettentabak, der auf unbewässertem Boden seine überaus zarten Blätter entwickelt, ist nichts weiter als die Hungerform einer von Natur an wesentlich günstigeren Standort gewöhnten Tropenpflanze.

Aber auch in dieser Dürftigkeit ist die griechische Kulturland-

schaft keineswegs geschlossen, erweckt vielmehr den Eindruck der Oasenhaftigkeit, selbst im Frühjahr, in der günstigsten und grünsten Jahreszeit. 10 Prozent Wald, 20 Prozent Ackerland, und ein Rest, den wir aus mitteleuropäischer Sicht größtenteils als Ödland bezeichnen würden, der hierzulande aber noch als Weide oder Wald registriert wird, das ist eine schmale Existenzgrundlage selbst für ein zähes, anspruchsloses und fleißiges Volk, wie es hier lebt. Diese Engpässe zeigen sich auch in der Exportwirtschaft. Südfrüchte, getrocknete Weintrauben, Feigen, Wein und Tabak sind mehr oder minder als Luxusgüter eine schmale und stets gefährdete Grundlage der Devisenbeschaffung. In Zeiten der Depression in den Kundenländern verzichtet man auf sie als auf nicht lebensnotwendige Dinge zuerst; in Zeiten der Prosperität aber sind die dann leicht auftretenden Geschmacksänderungen für sie auf dem Markt gefährlich. Die griechischen Weine stehen in Konkurrenz mit französischen, spanischen, portugiesischen, algerischen und tunesischen. Die „Orienttabake“ gewinnen nur sehr allmählich wieder an Boden gegen die übermächtig vorgedrungenen Virginiazigaretten. Die naturgetrockneten Rosinen haben einen schweren Stand gegen die gereinigte und gleichmäßig goldgelb gebleichte kalifornische Konkurrenz. Die Notwendigkeit eines nicht unbeträchtlichen Imports von Lebensmitteln, Kraftstoffen, Rohstoffen und Industrieprodukten zwingt Griechenland auf den einzigen verbleibenden Ausweg, das devisabringende Angebot von Dienstleistungen.

Die eigenartige Schönheit des Landes und sein unabschätzbarer Beitrag zur Kultur der Menschheit vermag in steigendem Umfang den Fremdenverkehr anzuziehen. Als Händler und Seespediteur sucht im übrigen der Grieche jenes Stück Brot in aller Welt zu erringen, das ihm der eigene karge Boden versagt. Es liegt im Sinne des Bildungsauftrags unserer Reisen, auf denen wir diese Dienstleistungen in Anspruch nehmen, einen Einblick in das Ringen dieses sympathischen und uns tief verbundenen Volks um ein menschenwürdiges Leben zu tun und es zu würdigen, nicht nur die Zeugen seiner Geschichte zu betrachten.

ENTWICKLUNGSLÄNDER: GRIECHENLAND

Unser Wunsch, die Leser der Karawane im Rahmen unseres Heftes „Lebendiges Griechenland“ auch über die wirtschaftliche Entwicklung und die Beziehungen Griechenlands zur Bundesrepublik zu informieren, ließ sich nur so erfüllen, daß wir — mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck — aus dem gleichzeitig erschienenen und von Burghard Freudenfeld herausgegebenen neuen Buch „Entwicklungsländer“ einen Teilabdruck des von Gustav Adolf Fischer im Sonderprogramm des Bayrischen Rundfunkes gehaltenen Vortrages aufnehmen.

Wir danken dem Verlag für die Genehmigung zum Vorabdruck der folgenden Ausführungen.

Es erregt sicher keine Verwunderung, wenn Griechenland als ein Entwicklungsland bezeichnet wird. Es sollte aber Verwunderung erregen, daß ein Land Europas, ein Teil des sogenannten dritten Machtblocks, der in der Lage ist, dem unterentwickelten Teil der Welt entscheidend zu helfen, noch zu dieser Kategorie gerechnet werden muß. Verwunderlich, ja besorgniserregend sollte das sein, denn wie kann ein Kraftfeld intakt bleiben, wenn ein Teil seines Energiepotentials nicht entwickelt ist? Ist es da nicht eine unabweisbare Notwendigkeit, die schwachen Punkte dieser Kraftfelder mit Energie aufzuladen, um sich selbst als kompakten Körper zu stärken? Dabei kann man hier wohl von der sentimental Argumentation absehen, daß die europäische Kraft und geistige Expansion im wörtlichen Sinne mit auf den Ruinen dieses Landes beruht.

Die Frage, ob den armen Ländern geholfen werden soll, besteht ja längst nicht mehr, denn die gewaltige Ausdehnung des Welt-handels allein hat das bereits zu einer notwendigen Aufgabe werden lassen. Diese Ausweitung verlangt jedoch die Einbeziehung aller Länder als Partner und eben nicht mehr nur als einseitige Abnehmer von Produkten.

Den griechischen Regierungen wurde in ihren eigenen Bemühungen um eine Landesentwicklung — ausgenommen die Regierung Metaxas von 1936 bis 1941 — immer der Vorwurf gemacht, daß ihre Planungen zu kurzfristig seien und nie auf eine grundlegende Änderung der gesamten Struktur abzielen. Oft

nun die Regierung Karamanlis einen Fünfjahresplan ausgearbeitet, dem zwar von mancher Seite vorgeworfen wird, daß er, was die Summen betrifft, fast utopisch ist, der aber doch ernste Bewaren diese Pläne auch in der Tat nur auf eine bevorstehende Wahl abgestimmt. Um diesem Vorwurf entgegenzutreten, hat achtung verdient.

Dieser Plan sieht Investitionen in Höhe von 103 Milliarden Drachmen vor, das sind fast dreieinhalb Milliarden Dollar. Eine Milliarde davon will der griechische Staat selbst aufbringen. Eine weitere Milliarde verspricht man sich vom Ausland, das heißt vor allem von den Vereinigten Staaten, der Bundesrepublik, vom Entwicklungsfond und ausländischen Privatkapital. Der Rest soll von den griechischen Banken und der Industrie bewältigt werden. Diese gewaltigen Summen sollen drei großen Entwicklungsprojekten zufließen: der Industrialisierung und der damit verbundenen, noch im argen liegenden Infrastruktur, der Landwirtschaft und dem Fremdenverkehr. Gleichrangig in der Dringlichkeit sind dabei die Industrialisierung, ohne die eine Entwicklung nicht möglich ist, und die Landwirtschaft, da Griechenland seiner Struktur nach auch in Zukunft überwiegend ein Agrarland bleiben wird. Zum Teil ist hier auch eine enge Verflechtung gegeben, wie zum Beispiel bei Tabak, Baumwolle und Leder. Eine nennenswerte landwirtschaftliche Industrie ist schon vorhanden; so beschäftigt allein die Tabakindustrie dreißig Prozent aller Fabrikarbeiter. Das jährliche Pro-Kopf-Einkommen, das heute etwa bei 250 Dollar liegt, will man im Laufe der nächsten fünf Jahre verdoppeln; zum Vergleich: das Pro-Kopf-Einkommen in der Bundesrepublik beträgt über 1100 Dollar. Der Fünfjahresplan, der 1960 anlief, ist die erste Etappe eines weitgestreckten Entwicklungsplanes, der sich über zehn Jahre erstrecken soll. Man rechnet für diese Zeit mit einer jährlichen Zuwachsrate des Nationaleinkommens von 5,5 Prozent. Innerhalb dieser ersten fünf Jahre will man die Zahl der Arbeitslosen und vor allem auch der Unterbeschäftigten, die heute etwa bei 700 000 liegt, beseitigen. Das wird vielleicht das schwerste Problem sein, denn durch den Bevölkerungszuwachs kommen jährlich rund 50 000 neue Arbeitskräfte hinzu; eine Modernisierung der Landwirtschaft wird zudem auch dort wieder Arbeitskräfte frei werden lassen, so daß also mit einem weiteren Zustrom in die wenigen Städte gerechnet werden muß.

Man kann übrigens erfreulicherweise sagen, daß die Bundesrepublik bei den einzelnen Projekten dieses umfangreichen Entwicklungsprogramms die größten Chancen der Beteiligung hat. Die alte gefühlsbedingte Zuneigung der Griechen zu Deutschland ist

hierbei nicht zu unterschätzen, wie ja überhaupt die sentimental Bindungen zwischen den Völkern auf die Dauer sich als relativ stabil erweisen.

Der griechische Boden birgt nennenswerte Lager an Eisenerz; zuverlässige Schätzungen liegen hier allerdings nicht vor. Die Braunkohlenvorkommen werden auf zehn Milliarden Tonnen angesetzt; ihre größten Lager befinden sich im Epirus, Euböa, Westmazedonien und Thrazien. Die Förderung im Epirus bereitet allerdings wegen der fehlenden Verkehrswege und Transportmittel noch Schwierigkeiten. Beträchtlich sind auch die Bauxitvorkommen auf Chalkidike, Thasos und Samos, die auf fünfzig Millionen Tonnen geschätzt werden. Die Barytvorkommen auf Milos sollen sieben Millionen Tonnen betragen. Dazu kommen noch über das Land verstreute Lager an Asbest, Schwefel, Zinkspat und Magnesit. Diese Bodenschätze sind zum Teil noch nicht erschlossen. In manchen Fällen ist die Förderungsweise auch veraltet und unrentabel geworden. Der sinnvolle Abbau einiger dieser Lagerstätten setzt noch den vorherigen Bau von Straßen, von Transportmöglichkeiten und vor allem auch die erhebliche Steigerung der Energieversorgung voraus. Innerhalb dieses Fünfjahresplanes sind allein 350 Millionen Dollar für den Ausbau dieser sogenannten Infrastruktur vorgesehen. Neben der Steigerung der Braunkohlenförderung bei Megalopolis und Ptolemais bemüht man sich auch um eine Steigerung der Eisen- und Stahlproduktion sowie um die Entwicklung einer eigenen Zellstoffindustrie. Bei der vorgesehenen Ausnutzung der vorhandenen Wasserkräfte für die Energieversorgung können nach vorliegenden Schätzungen eine Million Kilowatt erzeugt werden. Diese Menge kann allerdings den wachsenden Energiebedarf nicht decken, so daß ein Netz von Kraftwerken auf Braunkohlenbasis erforderlich sein wird. Schon die augenblickliche Energieversorgung reicht nicht aus; ein großer Teil der ländlichen Gemeinden und die Mehrzahl der kleinen Inseln ist ohne Strom. Wenn man bedenkt, daß der Stromverbrauch eines geplanten Aluminiumwerkes dem einer mittleren Stadt entspricht, wird einem die Dringlichkeit dieses Problems deutlich.

Griechenland wurde von der allgemeinen europäischen Konjunktur jedenfalls noch nicht erfaßt; im Gegenteil. So hat sich zum Beispiel das Sinken der Rohstoffpreise in den letzten Jahren denkbar ungünstig auf seine ohnehin schlechte Außenhandelsbilanz ausgewirkt. Das Arbeitslosenproblem ist drückend und wird sich in den nächsten Jahren, wenn nicht Hilfe von außen kommt, vermutlich noch verstärken, denn der Bevölkerungszuwachs drängt unvermindert in die Städte. Um diesen allzu



Karte von Griechenland
mit den wesentlichsten Fundorten wichtiger Bodenschätze. (aus B. Freudenfeld,
Entwicklungsländer, im Verlag C. H. Beck, München, Seite 35)

starken Sog nach der Hauptstadt zu stoppen, ist es auch notwendig, daß einige Industriezweige in ländlichen Bezirken angelegt werden. So zum Beispiel die Lederindustrie, Zuckerfabriken, Webereien und Zementfabriken. Auch in der Keramik hätte Griechenland heute, bei geschickter Anleitung und der Mitarbeit erstrangiger Künstler, einige Chancen; es kann hier zudem an alte Traditionen anknüpfen. Der große Mangel an erfahrenen Facharbeitern wird dabei, zum Teil wenigstens, durch die Intelligenz und ausgesprochen technische Begabung der Griechen ausgeglichen. Es gibt eine außerordentliche Vielfalt von Ansätzen für die eigene Initiative und auch für Investitionsmöglichkeiten. Griechenland hätte dabei im Mittelmeerraum eine Chance, ähnlich der Israels, allerdings mit dem zusätzlichen Vorteil der guten Beziehungen zu den arabischen Staaten. Die gesetzlichen Möglichkeiten für das ausländische Privatkapital müßten allerdings noch etwas verlockender gemacht werden. Eine andere Form der Hilfe wäre die Auftragserteilung an die griechische Industrie; ein Beispiel hierfür ist etwa der Auftrag des Bonner Verteidigungsministeriums im letzten Jahr an die griechische Textilindustrie in Höhe von 350 Millionen Mark.

Griechenland ist, wie wir schon eingangs sagten, ein Agrarstaat, und 60 Prozent der Bevölkerung ziehen ihren Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft; die Quelle aller seiner Probleme ist auf dem Lande zu suchen, gerade auch dann, wenn sie in den Städten akut in Erscheinung treten. Die Landbevölkerung ist arm, und das Pro-Kopf-Einkommen liegt hier vielfach unter einem noch erträglichen Minimum. Die Existenzsorgen sind heute auch in den fruchtbaren Teilen des Landes erdrückend, denn der Verkauf der wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte, wie Tabak und Südfrüchte, bereitet in den letzten Jahren zunehmende Schwierigkeiten. Deutschland, das vor dem Kriege fast die gesamte Tabakernte aufgekauft hat, ebenso auch einen Großteil der Südfrüchte, ist in den letzten Jahren als Käufer immer mehr in den Hintergrund getreten. Die Geschmacksumstellung des deutschen Rauchers von Orient- auf Virginia-Tabake hat für Griechenland empfindliche Folgen gezeitigt.

Während andere Entwicklungsländer neben der Verbesserung ihrer landwirtschaftlichen Produkte auch auf eine Ersteigerung hinarbeiten, befindet sich die griechische Regierung hier in einem schweren Dilemma, denn jede Ertragssteigerung muß ja die Absatzschwierigkeiten nur vergrößern. Es ist also nur verständlich, wenn die griechische Delegation bei den Assoziierungsverhandlungen für den Gemeinsamen Markt besonders nachdrücklich auf feste Zusicherungen für die Abnahme seiner landwirtschaftlichen



- ▲ Elendshütten im Armenviertel der Plaka dicht unterhalb der Akropolis. Im Hintergrund rechts der Lykabettos.

- ▼ Abendliche Geschäftsstraße in der modernen Großstadt Athen mit Blick auf die Akropolis.



Produkte, und hier besonders wieder seines Tabaks drängt. Ein weitgehendes Entgegenkommen der anderen ist in diesem Punkt auch unbedingt erforderlich. Neben den sachlichen Gründen dieser griechischen Bedingungen für eine EWG-Assoziierung wäre überdies eine deutsche Unterstützung des griechischen Standpunktes eine denkbare wünschenswerte Form der Wiedergutmachung, denn daß wir nach dem letzten Kriege und in der Erinnerung an die deutsche Besetzung trotzdem noch die Sympathien dieses Volkes genießen, ist mehr als erstaunlich. Griechenland kann bei diesem Anschluß keinen leichten Stand haben, denn es stößt hierbei auf den verständlichen Widerstand Italiens, das in den gleichen Erzeugnissen, wie Olivenöl, Orangen, Zitronen und Wein, einen großen Teil des europäischen Marktes fest in Händen hat. Aber auch Italien hat ja einigen Grund zum Entgegenkommen; zudem ist es eine der wichtigsten Aufgaben des Gemeinsamen Marktes, bei auftretenden Spannungen, die sich in der Produktion der Teilnehmerstaaten ergeben, Ausgleich zu finden. Griechenland wird sich allerdings bemühen müssen, seinen Tabakanbau etwas einzuschränken; vielleicht zugunsten des Baumwollanbaus, was ihm die Möglichkeit gäbe, seinen Bedarf selbst zu decken. Eine geschicktere Propaganda für einige Spitzenzeugnisse, wie etwa den Kognak, der dem französischen an Qualität in nichts nachsteht, oder die vorzüglichen Weine, könnte ebenfalls einigen Erfolg bringen.

Gewiß, Griechenland wünscht heute nicht mehr diese fast absolute wirtschaftliche Abhängigkeit von Deutschland, wie sie etwa vor dem Kriege zur Zeit des Generals Metaxas noch bestand, aber in erster Linie vertraut es doch auf die Bundesrepublik, die ja auch in der Handelsbilanz noch immer an erster Stelle steht. Es ist nun aber doch wiederum nicht so, daß Griechenland überhaupt keine andere Wahl hätte. Rußland zum Beispiel hat für dieses westlich orientierte Land, das heißt vor allem für diesen Nato-Stützpunkt im Mittelmeer und in der Ägäis nicht nur Drohungen; es lockt auch gelegentlich und manchmal macht es sogar selbst Angebote oder schickt bei anderen Gelegenheiten seine Satelliten aus dem Ostblock vor. Die Bemühungen Rumäniens, der Tschechoslowakei und auch Polens sind mannigfaltig; sie versprechen, einen Großteil der landwirtschaftlichen Erzeugnisse abzunehmen und bieten eigene Industrieprodukte zu günstigen Bedingungen an. Die Lockungen waren dabei in der letzten Zeit nicht ganz ohne Erfolg; Rußland und der Ostblock sind in den vergangenen Jahren in der Abnahme der Südfrüchte etwas in den Vordergrund getreten, und ihre industriellen Erzeugnisse sind in allen Geschäften zu finden. Auffallend sind

dabei besonders die großen Mengen von Werkzeugen und gewerblichen Maschinen aus der DDR. Die Reisetätigkeit der griechischen Oppositionsführer in die Ostblockländer, auch nach China ist erstaunlich intensiv, und die mitgebrachten wirtschaftlichen Versprechungen sind auch nicht ganz ohne Resonanz. Nicht wenigen scheint eine erfolgreiche wirtschaftliche Bindung an den Osten für den Preis der Neutralität nicht mehr so ganz unmöglich wie noch vor wenigen Jahren. Die Gefahr eines radikalen Linksschwenkens liegt hier nicht bei der Bevölkerung; die Greuel des Bürgerkrieges sind noch zu stark in Erinnerung und werden zumindest noch für diese Generation eine nachhaltige Wirkung haben. Die Regierung hält einen geraden prowestlichen Kurs, wenn dabei auch die innenpolitischen Maßnahmen nicht immer einwandfrei den demokratischen Spielregeln entsprechen. Die Kirche, die sich mit den nationalen Zielen, wie seit je im orthodoxem Raum, völlig identifiziert, vermag zumindest auf dem Lande vorhandene soziale Spannungen auszugleichen. Die Gefahr eines Linksrutsches kann sich aber aus einem wirtschaftlichen Sog der Ostblockstaaten ergeben, wenn eben Griechenland gezwungen ist, aus Absatzschwierigkeiten heraus diese sich anbahnenden Handelsbeziehungen immer mehr zu erweitern und zu vertiefen. Polen und die Tschechoslowakei können hierbei als geradezu ideale Handelspartner betrachtet werden.



Dr. Hans Zeise

Von der Gegenwärtigkeit griechischen Philosophierens

„Als ich noch jung war, hatte ich ein ganz merkwürdiges Verlangen nach jener Wissenschaft, die man Naturgeschichte nennt; denn sie erschien mir als etwas Wunderbares, weil sie die Ursache eines jeden Dinges kannte, wodurch es entsteht und wodurch es vergeht und wodurch es besteht. Und oft schwankte ich hin und her und überlegte Fragen wie diese: Wenn das Warme und das Kalte in Fäulnis übergeht, entstehen dann, wie einige gesagt haben, die Tiere? Und ist es wohl das Blut, durch das wir denken, oder die Luft oder das Feuer oder keines von diesen, sondern bringt das Gehirn die Empfindungen des Sehens und Hörens und Riehens hervor, und entstehen dann aus diesen Gedächtnis und Vorstellung, und aus Erinnerung und Vorstellung, wenn sie zur Ruhe kommen, dann auf dieselbe Weise die Erkenntnis“

„. . . . Ich komme daher wieder auf jene viel beschwätzten Dinge zurück und fange mit ihnen an, indem ich voraussetze, es gebe ein Schönes an sich und ein Gutes und ein Großes und so alles andere, und wenn du mir zugestehst und einräumst,

es gebe das, so hoffe ich, dir daraus auch die Ursache der Dinge zeigen und ausfindig machen zu können, warum die Seele unsterblich ist“

Diese Sätze spricht Sokrates in Platons Dialog „Phaidon“ (96 a—c, 100 b, Übersetzung von A. Hübscher).

Wie kommt Sokrates in Platons Darstellung dazu, solche Gedanken vorzutragen? Was er sagt, ist keine Äußerung, die ihm der Augenblick eingibt. Seine Sätze sind das Ergebnis langen Nachdenkens, Reflexionen eines ganzen Lebens.

Es geht ihm um die Ursachen eines jeden Dinges, um Entstehen und Vergehen, um Sein, um Erkenntnis, um die Natur, um das Schöne an sich, um die Unsterblichkeit der Seele.

Das ist nicht die Sprache des Mannes auf der Straße. Beim Lesen wird sofort deutlich: Einer, der über solches nachdenkt, gibt sich mit Vordergründigem nicht zufrieden, er will tiefere Zusammenhänge begreifen, will Erkenntnis des Ganzen der Wirklichkeit gewinnen, will zur Wahrheit über die Welt und sich selbst vordringen. Einen solchen Menschen bezeichneten die Griechen als *philosophos*, als einen, der die Weisheit liebt, sein Streben als *philosophia*, als Liebe zur Weisheit.

Was Sokrates bei Platon sagt, hätte in dieser Gestalt nicht Ausdruck finden können, wenn es nicht schon vor Sokrates und Platon in Griechenland Philosophen, Philosophie gegeben hätte. Namen wie Thales von Milet, Anaximandros, Anaximenes, Pythagoras, Herakleitos, Parmenides, Empedokles tauchen in unserem Gedächtnis auf, Namen der „Vorsokratiker“.

In dem Werk eines englischen Denkers über Logik finden sich die Sätze: „Der menschliche Geist zeigt die anscheinend tief verwurzelte Neigung, etwas zu suchen, das allen Wechsel überdauert. Der Wunsch nach einer Erklärung scheint daher nur durch die Entdeckung zufrieden gestellt zu werden, daß das, was neu und anders zu sein scheint, im Grunde schon immer da war. Daher die Suche nach einer zugrundeliegenden Gleichheit, einem beständigen Stoff, einer Substanz, die trotz qualitativer Veränderungen erhalten bleibt und uns die Möglichkeit gibt, diese Veränderungen zu erklären.“ (L. S. Stebbing, *A Modern Introduction to Logic*, London 1933, S. 404, zitiert bei W. K. Guthrie, *Die griechischen Philosophen von Thales bis Aristoteles*, Göttingen o. J., S. 21).

Der erste Mensch des Abendlandes, der in der Lage war, der hier dargestellten Neigung des menschlichen Geistes in einer Frage Ausdruck zu verleihen, war nach dem Bericht des Aristoteles Thales von Milet (624—545 v. Chr.). Was ist die

archée, der Anfang, das Grundprinzip der Welt, eben dieses Eine, aus dem alles andere hervorgeht? Seine Antwort: Das Wasser, das Feuchte. Wir sind schnell bereit, über eine solche Antwort zu lächeln mit der milden Nachsicht derer, die solche Fragen sehr viel besser zu beantworten vermögen. Aber: Nicht die Antwort, die Thales gab — andere haben andere Lösungen vorgeschlagen, sein Landsmann Anaximandros sah „das Unbegrenzte“ als das Grundprinzip an — ist das Entscheidende. Die unvergängliche, schöpferische Leistung besteht darin, daß überhaupt gefragt wird, daß eine Frage gestellt wird, die in gleicher Intensität auch heute Fachwissenschaften und Philosophie antreibt. Denn die Frage ist nicht nur die nach einem Grundstoff, sondern nach dem, was in aller Veränderung bleibt, was eigentlich „ist“, nach dem Sein. Die in den Handbüchern gebräuchliche Bezeichnung „Ionische Naturphilosophie“ wird den Bemühungen dieser frühen Denker Thales, Anaximandros, Anaximenes nicht voll gerecht, wenn der Begriff Natur in dem heute geläufigen Sinne verstanden wird.

Parallel zu der Stoff-Philosophie der kleinasiatischen Ionier entwickeln Pythagoras von Samos (der um 530 nach Süditalien ausgewandert ist) und seine Schüler eine Form-Philosophie. Für sie ist die Welt ein Kosmos, eine Ordnung, die zugleich angemessen und schön ist. Jeder Mensch ist ein solcher Kosmos im kleinen. Die Entdeckung, daß die Intervalle der Tonleiter in bestimmten Zahlenverhältnissen faßbar sind, führt die Pythagoreer in einer eigenartigen Verbindung von Mystik und Mathematik zu dem Gedanken, daß die archée, das Grundprinzip, nicht als ungeordnetes Kontinuum zu denken sei, sondern als durch Maße bestimmt. Nicht das qualitative Moment dieses Grundprinzips steht hier im Vordergrund, sondern seine Struktur, das Meßbare, das Quantitative, das durch Zahlenverhältnisse Faßbare. So muß wohl der den Pythagoreern zugeschriebene Satz: „Die Dinge sind Zahlen“ verstanden werden.

„Alles ist in Bewegung“. Mit diesen Worten umschreibt Platon die Lehre des Herakleitos von Ephesos (535—465.). „In dieselben Fluten steigen wir und steigen wir nicht: wir sind es und sind es nicht“. „Der Weg auf und ab ist ein und derselbe“. „Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König“. Das sind einige Äußerungen, die von diesem „Dunkeln“, wie die Griechen ihn nannten, auf uns gekommen sind.

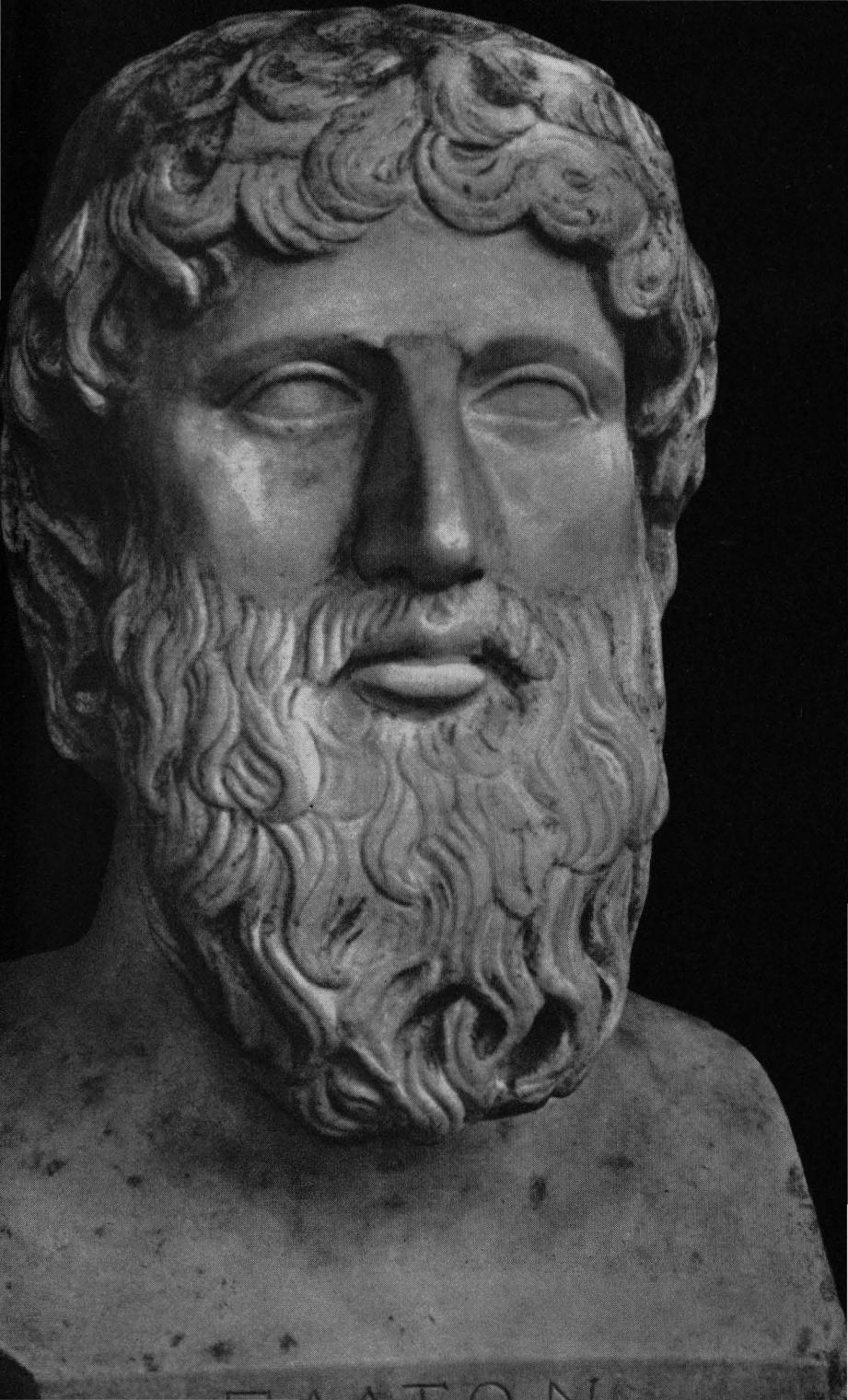
Nach Herakleitos' Auffassung ist alles in ständiger Bewegung, in ununterbrochenem Fließen. Es gibt nur ein ewiges Werden, und zwar so, daß alle Dinge jeweils aus dem Entgegengesetz-

ten entstehen, das Böse aus dem Guten, das Gute aus dem Bösen, das Kalte aus dem Heißen, das Heiße aus dem Kalten usw. In dieser ewigen Veränderung aber kehren die Gegensätze in sich zurück, und so entsteht doch Ordnung, Harmonie. Symbol dieser Weltordnung und der Grundprinzipien seiner Lehre ist das Weltfeuer, ewig lebend, „erglimmend nach Maßen und erlöschend nach Maßen“. Schwer verständlich für uns ist der Satz: „Herakleitos sagt, das Feuer sei mit Verstand begabt und die Ursache für die Ordnung des Alls“. Offenbar waltet im All eine Weltvernunft, der Logos, als das die Gegensätze Zusammenführende.

In schroffstem Gegensatz zu Herakleitos steht Parmenides (etwa 540 v. Chr. im unteritalischen Elea geboren): Das Sein ist, das Nichtsein ist nicht. Es gibt weder Werden noch Veränderung. Es gibt nicht die vielen, unbeständigen Dinge, die entstehen und vergehen. Das Sein ist Eines, ist in ewiger Ruhe. „Denken und Sein ist dasselbe“. Was ich denke, das „ist“. Wenn unsere Sinne uns eine Welt des Wechsels, der stetigen Veränderung präsentieren, so täuschen sie uns eben.

Wir können kaum fassen, wie rigoros Parmenides die Erfahrung der Sinne abtut, „mit der schlichten Arroganz des ersten abstrakten Denkers“, wie man treffend gesagt hat. Gerade hierin sieht man mit Recht seine Bedeutung, „daß er die Griechen auf den Weg des abstrakten Denkens führte, daß er den Verstand ermächtigte, ohne Rücksicht auf wahrnehmbare Tatsachen zu arbeiten und die so erzielten Einsichten für wesentlich wichtiger erklärt als die Einsichten, zu denen man mit Hilfe der sinnlichen Wahrnehmung gelangt“. (Guthrie)

Das griechische Denken blieb bei der genial-starren Einseitigkeit des Parmenides nicht stehen. Man suchte nach Möglichkeiten, die Welt des sinnlich Wahrnehmbaren, stets Veränderlichen mit der des Beharrend-Seienden, des Denkbaren in einen begreifbaren Zusammenhang zu bringen, sie nicht einfach als eine Welt der Täuschungen beiseite zu lassen. Ein großartiger Versuch einer Lösung, die bis heute besondere Bedeutung hat, ist die Atom-Lehre, von Leukippos begründet, von Demokritos von Abdera in Thrakien (geboren um 466 v. Chr.) ausgebaut. Das eine, unveränderliche Sein des Parmenides, das nur dem Denken faßbar ist, wird aufgelöst in eine unendliche Vielheit von kleinsten, stofflich gedachten, nicht weiter zerlegbaren Teilchen, den Atomen. Den Sinnen sind diese Atome nicht zugänglich, sie sind nicht wahrnehmbar. Die veränderliche Vielheit der sinnlich wahrnehmbaren Dinge entsteht nach Demo-



kritos nicht etwa dadurch, daß stofflich, d. h. qualitativ verschiedene Atome zusammentreten (so hatte sich Anaxagoras seine Teilchen vorgestellt). Die Verschiedenheit der wahrnehmbaren Dinge ist für Demokritos ausschließlich abhängig von der Größe, Gestalt, Lage und Anordnung der aus dem einen, gleichen Stoff bestehenden Atome, ist also quantitativ, nicht qualitativ bestimmt. Weil die Atome schwer sind, befinden sie sich in ewiger Bewegung. Der Raum, in dem diese Bewegung der Atome stattfindet, ist das Leere, dessen Existenz von Demokritos als Nichtseiende existiert ebenso wie das Seiende. Das Nichtseiende, das existiert, ist eben der leere Raum. Diese erste materialistisch-mechanistische Atomlehre ist also rein deduktiv aus der philosophischen Spekulation entwickelt, nicht etwa induktiv durch Experimentieren gefunden.

Daß sich Demokritos bewußt war, mit seiner Lehre nicht bis zum eigentlichen Urgrund des Seins vorgedrungen zu sein, wird beleuchtet durch die von ihm überlieferte Äußerung, er möchte lieber eine einzige ursächliche Erklärung finden als das Perserreich zu eigen bekommen.

Die Sophisten, Zeitgenossen des Sokrates (469—399 v. Chr.), haben zwar für die Entwicklung einzelner Fachwissenschaften Wesentliches geleistet, standen aber den Ergebnissen dieser gewaltigen Anstrengungen um philosophische Erkenntnis mit Skepsis gegenüber. Die auffällige Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der vorgetragenen Lehren ließ sie der Versuchung eines Relativismus, ja Nihilismus erliegen, der sich in mancherlei Spielarten darstellte: Die Dinge sind, wie sie jedem erscheinen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, d. h. alle Erkenntnis ist nur subjektiv wahr. Oder sogar: Alles ist nicht wahr; es ist nichts; wenn etwas wäre, wäre es nicht erkennbar; wenn es erkennbar wäre, wäre es nicht mitteilbar. Diese Haltung der Theorie führte für das Leben der Gemeinschaft in der Praxis auf Leitsätze wie: Recht ist der Vorteil des Stärkeren; jeder hat das Recht, seine Begierden durch beliebige Mittel zu befriedigen.

Dieser ganze, bisher in Andeutungen umrissene Weg griechischen Philosophierens mußte zurückgelegt werden, die Ergebnisse mußten angeeignet, kritisch gesichtet, selbständig weiterentwickelt werden, bis es Sokrates möglich war, die eingangszitierten, ihm von seinem Schüler Platon in den Mund gelegten Sätze auszusprechen.

Getrieben wurde Sokrates, wie Platon ihn selbst in seiner „Verteidigungsrede“ (Apologie) berichten läßt, von einem Orakelspruch Apollons, der erklärt hatte: Sokrates ist der weiseste

aller Menschen. Niemand leuchtete dieser Satz weniger ein als Sokrates. Was der Gott damit sagen wollte, mußte geklärt werden. Das ist die Lebensaufgabe, die Sokrates sich stellt. In unzähligen Gesprächen mit Mitbürgern aller Stände untersucht er, was der Gott meine, findet aber nur einen einzigen Unterschied, der ihn von allen anderen trennt: Jeder glaubt, etwas zu wissen, ohne wirklich etwas zu wissen. Sokrates aber weiß, daß er nichts weiß. Dieses Wissen um sein Nichtwissen ist seine Weisheit, ist für ihn Aufruf, wissen zu wollen. So fragt er unablässig nach dem Gerechten, nach dem Tapferen, nach dem Frommen, sucht nach Definitionen, verwirft sie wieder, beginnt von vorn. In diesem Bemühen gewinnt er die Einsicht, daß Wissen Voraussetzung des richtigen Handelns ist. Die areté, die Tugend, ist Wissen und darum lehrbar. Wenn ich weiß, was gerecht, tapfer, fromm usw. ist, dann tue ich es auch. Wer ungerecht, feige, unf fromm handelt, handelt als Nichtwissender. Er bedarf der Belehrung, dann wird er den richtigen Weg finden. Solches Wissen um areté, um Tugend, ist Gesundheit der Seele, Nichtwissen Krankheit.

Das philosophische Denken gilt bei Sokrates dem Menschen und seinem Tun, hat anthropologisch-ethischen Charakter. Entscheidend aber ist, daß Sokrates nicht nur theoretisch philosophische Erkenntnisse gewonnen, sondern seine Erkenntnisse und Lehren durch sein Sterben bewährt hat. Der Bürger kann den Gesetzen der Stadt den Gehorsam nicht versagen, ohne dadurch die Stadt dem Untergang preiszugeben. Dies hatte Sokrates als richtig erkannt, so hatte er seine Schüler gelehrt. Als die Gesetze, von seinen Mitbürgern gegen ihn angewandt (wenn auch in offensichtlicher Verblendung), seinen Tod forderten, nahm er ihn in souveräner Gelassenheit auf sich.

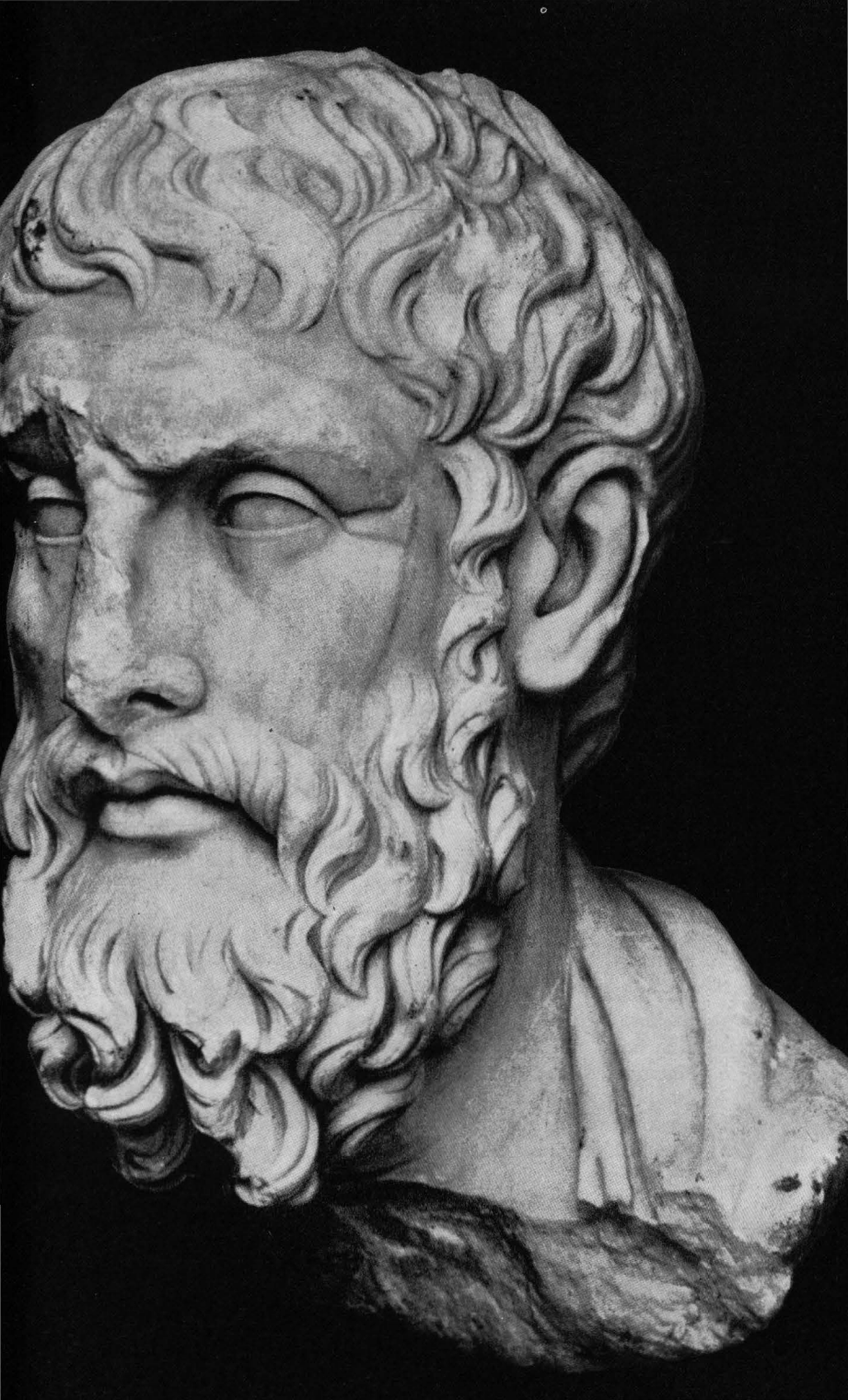
Unter den Schülern des Sokrates fühlte sich besonders Platon (427—347) durch die Begegnung mit diesem unvergleichlichen Mann zu eigener Leistung im Sinne des Meisters herausgerufen. In der Geschichte der Philosophie hat Platon eine überragende Stellung. Er geht nicht nur alle Bereiche an, denen bereits vor ihm philosophisches Denken gegolten hatte, sein forschender Geist eröffnet ihm neue Perspektiven. Das Ergebnis seines Philosophierens faßt er in einer großartigen Synthesis, einer Art System, zusammen, ohne jedoch starr zu sein oder den Eindruck zu erwecken, als sei alles endgültig, was er zu sagen hat. Obwohl seine Philosophie ohne den Vorgang des Herakleitos, des Parmenides, der Pythagoreer und vor allem des Sokrates nicht verstanden werden kann, ist sie als Gesamtkonzeption schöpferisch-einmalig und hat den Charakter einer nie überholbaren

Möglichkeit des Philosophierens überhaupt, des Philosophierens von oben nach unten, von der Idee zur Realität.

Für Platon sind die Bereiche des Seins und des Werdens durch eine sehr tiefe Kluft geschieden. Eigentliches Sein kommt nur dem Denkbaren zu. Das Wahrnehmbare „ist“ nicht, es „wird“, d. h. es ist dauerndem Wechsel unterworfen. Ein Beispiel: Nur die in meinem Denken angeschaute Gleichheit an sich — Platon sagt: Die Idee der Gleichheit — „ist“ wirklich. Bei einer mit meinen Sinnen wahrnehmbaren Kugel etwa aus Holz sind die gleichen Abstände der Oberflächenpunkte vom Mittelpunkt jeweils nur mehr oder weniger gleich, sind Veränderungen, z. B. durch den Wechsel der Temperatur ausgesetzt. Diese jeweils nur mehr oder wenigen gleichen Abstände des stofflichen, mit den Sinnen wahrnehmbaren Kugelmodells sind in der Sprache Platons lediglich Abbilder der einen, wirklich seienden, nur im Denken gegebenen Idee der Gleichheit, sie haben an dieser Idee teil. Weder Parmenides noch Herakleitos haben recht. Es gibt weder nur das eine unveränderliche Sein noch nur das stets veränderliche Werden. Beide Bereiche sind als existent zu setzen. Das Entscheidende aber ist, daß die Kluft zwischen ihnen überbrückt wird: im sinnlich wahrnehmbaren Werden kann das denkbare Seiende, können die Ideen abgebildet werden, das Werdende kann teilhaben am Seienden.

Die Ideen haben nicht nur den Charakter des Seienden und des Denkbaren, sie sind zugleich das Sein-Sollende, und damit Richtpunkte für unser Handeln. Wir haben als Handelnde die Möglichkeit, das Werdend-Verströmende des Augenblicks zu gestalten im Blick auf Ideen, die sind. Der wahre Staatsmann z. B. gibt seinem Staat hier und jetzt Gestalt, indem er unablässig auf die unvergängliche Idee der Gerechtigkeit blickt. Alle schöpferische Tätigkeit ist Gestalten auf Ideen, auf Seiendes hin. Philosophischer Idealismus in Platons Sinn ist das denkende und handelnde Beziehen der Welt des Werdenden auf die unvergängliche Welt des Seienden.

Platon geht sogar noch einen Schritt weiter. Über dem Kosmos der seienden Ideen, „jenseits des Seins“ leuchtet als Sonne die Idee des Guten. Sie unterscheidet sich grundsätzlich von allen anderen Ideen: Über alle ontologische, logische, teleologische Bedeutung hinaus ist sie allein dynamisch, d. h. als das schöpferische Prinzip gedacht. Sie steht am Ende des platonischen Denkens zu Gott hin. Sie ist Platons Gott. In ihr ist der Sinn alles Seins gegeben: Sein ist immer Gut-Sein. Dem Menschen ist aufgegeben gut, d. h. Gott ähnlich zu sein. Nicht der Mensch,



Gott ist das Maß aller Dinge. Platons Philosophie gewinnt ihr Wesen von seiner Theologie her.

Platons großer Schüler Aristoteles aus Stageira auf der Chalkidike (384—322 v. Chr.) stimmt mit seinem Lehrer darin überein, daß das eigentlich Seiende die Ideen sind. Was etwas wirklich ist, ist es durch Ideen. Im Gegensatz zu Platon aber denkt Aristoteles — nicht weniger fundamental für die Entwicklung abendländischen Philosophierens — von unten nach oben. Die Idee, die Form (wie Aristoteles sagt), ist von dem, das sie bestimmt, das an ihr teilhat, nicht mehr getrennt, sondern ist dem durch sie Bestimmten immanent. Der Stoff ist das „Zugrundeliegende“, die Form ist dessen Gestaltung. Ein Beispiel: Marmor und Erz sind Stoffe, im fertigen Standbild ist die Form dem Stoff zugehörig.

Das Begriffspaar Stoff-Form bedeutet zugleich die Polarität von Möglichkeit und Wirklichkeit (Potenz und Akt). Stoff ist reine Möglichkeit, die erst durch die Form Wirklichkeit wird. Die Form ist das Verwirklichende, das Ziel, Bestimmung Gebende. Stoff ist das Unvollkommene, Form ist Vollendung des Unvollkommenen.

Den Übergang von Möglichkeit zu Wirklichkeit bezeichnet Aristoteles als (unräumliche) „Bewegung“ im Sinne von Veränderung. Alle Bewegung hat als letzte Ursache ein Erstes Bewegendes, den göttlichen Geist. Dieser göttliche Geist als das Vollkommenste ist reine Form. Reine Form (ohne Stoff) gibt es nur im Denken. Gott ist also Denken des Denkens. Ihm als dem vollkommensten Sein strebt alles Seiende sich anzugleichen. Gott ist der letzte Zweck alles Seienden. Diese Konzeption liegt den aristotelischen Lehren über das Universum, über Physik (zu der auch Biologie und Psychologie gehören), über Ethik und über den Staat zugrunde.

Auf dem Wege von Thales zu Aristoteles hat das griechische Denken eine Reihe entscheidender Fragen herausgestellt: nach der archée, nach dem Sein, nach dem Einen im Verhältnis zum Vielen, nach dem Werden, nach dem Verhältnis des Werdens zum Sein, des Wahrnehmens zum Denken, nach den Möglichkeiten der Erkenntnis und ihrer Zuverlässigkeit, nach der Ordnung der Welt, nach Richtpunkten für unser Handeln, nach dem Verhältnis von Körper, Seele, Geist, nach Gott, nach dem Verhältnis des Menschen zu Gott, um einiges Wesentliche aufzuführen.

In der Kultur des Abendlandes ist griechisches Philosophieren heute weniger gegenwärtig in den Antworten, die die einzelnen Philosophen auf diese Frage jeweils gegeben haben. Gegen-

wärtig ist es vielmehr in den Fragen selber, d. h. in der Problemstellung und in den zur Lösung dieser Probleme angewandten Methoden.

Die Fachwissenschaften schreiten fort, indem immer die nächste Generation der Forschenden aufbaut auf den Ergebnissen der Vorgänger. Philosophie unterscheidet sich von den Fachwissenschaften grundsätzlich dadurch, daß sie immer wieder von vorn anfangen muß. Von vorn aber heißt weitgehend: bei den von den Griechen gestellten Fragen. Es gibt — aufs Ganze gesehen — in Vergangenheit und Gegenwart der abendländischen Philosophie kaum einen Gedanken, der nicht irgendwie unmittelbar oder mittelbar der Philosophie der Griechen verpflichtet wäre, der von ihnen herausgearbeiteten Grundproblematik und den von ihnen entwickelten Methoden. Dies gilt sogar für diejenigen Bereiche der Philosophie, zu denen die Griechen selber noch keinen Zugang hatten.

Ein hervorragender Kenner griechischer Philosophie, O. Gigon, sieht die „faktische Lebendigkeit“ griechischen Geistes in der Haltung, „die wir summarisch die wissenschaftliche nennen“. Diese wissenschaftliche Haltung ist „konstitutiv für das Abendland — und wo sie durch Fanatismus hier, durch Dogmatismus dort zugrunde gerichtet wird, da gibt es im geistigen Sinne auch kein Abendland mehr“. Sie wird von Gigon in folgenden 4 Punkten umschrieben:

- „1. Die Sachlichkeit, mit der der griechische Geist seine Umwelt zu betrachten und sich selber gegenüber kritisch zu sein vermag.
2. Das Streben des griechischen Geistes, vom Einzelnen und Zufälligen zum Allgemeinen und Gültigen zu gelangen.
3. Der Glaube der Griechen an den Wert des Wissens an und für sich.
4. Das Bewußtsein der Griechen, daß alles menschliche Wissen provisorisch und unvollendbar ist.“

(Erbe und Zukunft des Abendlandes, 12 Vorträge, veranstaltet von Studio Radio Bern, Bern 1948, S. 19).

In diesem allgemeinsten Sinne ist griechisches Philosophieren gegenwärtig und „faktisch lebendig“ nicht nur in der abendländischen Philosophie, sondern in allen Fachwissenschaften, die sich in ihren Bereichen um richtige Erkenntnis, um wissenschaftliche Wahrheit bemühen.

Am Schlusse möge ein bezeichnendes Beispiel für unmittelbaren Rückgriff auf griechisches Philosophieren stehen: Heidegger

wendet sich zurück auf die Vorsokratiker, auf Anaximandros. Nach Heideggers Verständnis ist das Denken des Anaximandros noch eigentliches Denken des Seins gewesen, während die Späteren in „Seinsvergessenheit“ sich zu uneigentlichem Denken, zu „Metaphysik“ haben verführen lassen. Für sie ist ein abgeleitetes System dürftiger Abstraktionen des Seienden an die Stelle der Fülle des Seins getreten. So mächtig also ist heute die Philosophie der griechischen Frühe, daß von ihr aus der Weg des Denkens durch Jahrtausende als Irrweg verstanden und ein neuer Anfang bei ihr gefordert werden kann.

AUS DEM GÄSTEBUCH DER „HERMES:“

Herbstkreuzfahrt 1957

HIC TAHTLON FUIT ET DIXIT:

stillstand die zeit —

entrückt gewohnter zählung —

und es geschah,

worin erst „leben“ ist:

die wache, die gesonderte erwählung,

wo man nur lebt, weil man sich richtend mißt.

es schwand der raum

verfremdete umgebung

vom nahen half

und blieb man auch ein „glied“,

die schar — ein weiter ich — erfuhr erhebung

hier unterbricht sich der Schreiber, damit er im lied nicht das wort „schied“ zu verwenden braucht — ein wort, das, so richtig es sonst in solcher situation ist, hier falsch wäre. Denn auch der entfernteste kann nie mehr aus solchem erleben scheiden.

✱

„Was bewußt und unbewußt immer du gesucht auf Erden,
einmal, eh du sterben mußt, wird es dir gegeben werden“.

Um solche Erfüllung des stärksten Wunsches des Primaners in
1900 weiß der 72-jährige Emeritus

Wilhelm Köhler Pfr. i. R.

Hellas heute — zwei Bilder werden eins

Begonnen hat es natürlich auf der Schule. Die bloßen Namen griechischer Heroen, Herrscher, Feldherren und Dichter schon hatten es dem Jungen mehr angetan als etwa die lateinischen, Themistokles und Anakreon klingt anders als Scipio und Cicero. So strahlte vor jeder unmittelbaren Begegnung mit dem griechischen Geist etwas Faszinierendes vom hellenischen Wesen aus. Wir lasen das Sagenbuch von Gustav Schwab, da entstanden Bilder im Innern, die nicht mehr erloschen. Das Land, das Herakles und Theseus durchwanderten, das inselreiche Meer, das die Argonauten durchfuhren, es wurde zu einer Urlandschaft der Seele. Dann kamen die Griechischstunden im alten Gymnasium, eintönig oft, die Tafel und die getünchte Wand dahinter und dann wieder die Holzmaserung des Pults, verbotswidrig mit Worten bekritzelt, all das kannte man zum Überdruß, und im Raum schwirrten Vokabeln und Formen herum, epaideúeto, epaideúsato, wie nüchtern und öde war das doch! Doch dann war da plötzlich ein Satz „philokaloumen met' euteleías“, wir lieben das Schöne in der Kargheit, und da öffnet sich mit einem Mal ein weiter Horizont: die Berge Attikas leuchteten und die Akropolis glänzte im Ätherlicht und Perikles sprach zu einem Volk, das keine Masse war. So blitzten immer wieder Augenblicke auf, man kann sie nicht zählen und nicht messen, aber sie waren doch da, sie erwuchsen aus den Worten, aus dem Wort, und sie schufen die Bilder eines ewig gültigen, eines klassischen Maßes. Aus Mühe und Eintönigkeit und Langeweile entstand doch immer wieder das griechische Wunder, aus all der kleinmeisterlichen Bosselarbeit an einem Text des Homer oder Demosthenes erwuchs mit einemmal die Antike selbst zu gegenwärtigem Leben. Die nüchternen Wände verschwanden und der griechische Kosmos begann zu leuchten.

Es folgten Jahre, in denen die Urlaubsfahrt zu verblasen schien. Schon weil man gar zuviel an staatlich geförderter „Kunst“ vorgesetzt bekam, die sich mit klassischer Attitüde behalf. Das war nach Renaissance, Klassizismus und dem Renaissanceismus des neunzehnten Jahrhunderts ein vierter Aufguß der Spätantike und ein fünfter der Klassik. Dann verdeckten Krieg und Zerstörung die Bilder des Unzerstörbaren. Studium und Beruf führten in eine gebieterische Wirklichkeit hinein, die keine Jugendträume mehr duldete. Nur in knappen Urlaubs-

tagen ging es in die Natur hinaus, und da danke ich es den Bergen, daß sie mir eine lebendige Beziehung zur bunten Wirklichkeit ursprünglicher Natur und wild abenteuerlichen Lebens wachhielten. Die Alpen wurden durchquert von Nord nach Süd und von Ost nach West, und über den Gipfeln leuchtete eine unendliche Flut voll Licht. Immer neue Gipfel lockten, und neue Formen taten sich auf.

Das Echte kommt auf merkwürdigen Wegen zu uns. Hellas lag fern, aber die Berge forderten ihr Recht. Ein junger Bergfreund hatte den Olymp bestiegen, und da war wieder ein magisches Wort gefallen. Der Olymp, ja, nächstes Jahr würde er wieder hinfahren, die griechischen Freunde warten schon, nun und ich meinte doch, die Sprache zu können, und dann wieder das Wort und das Bild: der Olymp. Es wurde Wirklichkeit.

Ich bin mit meiner Frau zwei Tage und Nächte lang im August durch den Balkan gefahren, und dann waren wir in Litochoron und rüsteten mit Werner eine kleine Expedition aus. Zwei Maultiere und ein lustiger Treiber namens Theodoros sollten uns begleiten, mein Griechisch zwar erweckte höchstens Achselzucken, aber ganz langsam verständigten wir uns doch, in einer mir sehr neuen Sprache; und so tauchten wir für Tage in grünen Buschwäldern unter und durchstreiften einsame Felsgegenden und standen schließlich doch auf der höchsten Zinne Pantheon und auf dem Thronos Diós, dem Zeusthron. In Lichtfluten wölben sich über uns Griechenlands Himmel, und nichts mehr war über uns, im Osten blaute die Aegäis. Da und erst da überkam mich ein eigenartig fremdes und zugleich merkwürdig vertrautes Gefühl: Du bist in Griechenland, du bist da, wo du längst zu Hause bist. Hier beginnt etwas völlig neues und ist doch zugleich das ganz alte. Dieses Gefühl habe ich an keinem andern Ort so erlebt, hier erwachte das verdeckte Bild der alten Urlandschaft. Hellas lag unter uns und war doch zugleich mächtigste Wirklichkeit um uns herum.

Nun brach das Ereignis auf und erfüllte das Erspürte mit seiner vollen Gegenwart. Wir fuhren nach Athen, dann nach Mykonos und Delos, später durchreisten wir die Peloponnes, und wieder war da ein Gipfel, der Taygetos, der Berg der Leda, der Helena und der Dioskuren. Dort ist mir eine Korrektur meines Schul-Geschichtsbilds widerfahren, das Erlebnis Lakedaimos und seines Mythos hat die griechische Polarität erst zum Erleben werden lassen. Und dann Ahen.

Am ersten Abend, vom Olymp her kommend, brachte uns ein Taxi in die Innenstadt. Vor der Hoteltür hielt ich inne: da oben, das grün leuchtende Bauwerk! Es ist das Erechtheion.

Oft hatten wir, im alten Luckenbach die Maße und Perspektiven studierend, uns den Anblick des Bauwerks eingeprägt. Und nun steht er lebhaft über uns. In grünem Scheinwerferlicht. Es ist alles so unwirklich, das Schulbild war ganz anders. Am nächsten Morgen, der Gang zu den Propyläen und zum Parthenon hinauf. Unwirklichkeit, alte Ähnlichkeit und doch völlige Andersheit, das war der beklemmende und doch auch beglückende Eindruck. Dann kam die atemlose Sekunde beim Innehalten vor dem Parthenon. Das Bauwerk lebte, und es durchflimmerte und durchwebte mit seiner gleißenden Körperlichkeit alle Bilder, die in uns lagen. Da geschah das Wunder Griechenlands zum andernmal, nun flossen die beiden Bilder vollends zu einem zusammen, das alte Urbild der Seele und dann die lebendige Wirklichkeit. Die Unwirklichkeit der Gegenwart wurde zur längst bestehenden Realität, und die Unwirklichkeit des alten Urbilds wurde zur realen Gegenwart. Da gab es kein Scheiden mehr, nun schossen die Bilder ineinander. Niemehr werde ich sie trennen können.

Da erst gingen die Augen auf für die volle Wirklichkeit des heutigen Griechenland. Das waren vorher zwei Welten gewesen. Da gab es moderne Verkehrsmittel mit Aufschriften, die aus antiker Zeit hochbefrachtet sind. Sitzplätze? das heißt theseis, die thesis ist ein Grundbegriff der alten Philosophie. Personen? das heißt Prosopa, das Prosopon ist bis zum christologischen Streit die Kennzeichnung für die menschliche Individualität gewesen. Das Zeitungslesen, die Speisekarte, alles wird nun zur Entdeckungsfahrt. Der Trubel der Großstadt, die etwas zwitschernde Sprache und zugleich auch die Ruhe und Lärmarmut, die man im Süden nicht erwartet. Das abendliche Sitzen beim Ouzo, oder gar in einer Kneipe beim Retsina. Die Menschen. Die Meister im Vergessen böser Vergangenheit. Und erst die Begegnungen im Dorf, das einfache Leben auf dem Land, das Wandern durch die duftende Phrygana, die Fahrt in kleinen Booten durch Brandungswellen zwischen roten Klippen. All das wird erst wirklich, nun wo die Bilder zusammen geraten sind. Nicht so, als wäre die Gegenwart einfach der Antike gleich. Der Menschentyp ist weithin anders, die Sitten sind mittelalterlich und slawisch bestimmt, man darf es sich nicht zu billig machen und Eteokles ohne weiteres im heutigen Theben finden wollen. Aber das Erlebnis Griechenland und das Erlebnis Hellas sind nun nicht mehr zu trennen, sie sind eine einzige volle Gegenwart geworden, die uns fordert. Das ist die große, entscheidende Frage für den heutigen Menschen. Was können wir von der Antike noch unverfälscht nach-

erleben? Wie schützen wir uns vor einer Romantik, die die Perspektiven verschiebt? Es ist die große Lebensfrage Hölderlins gewesen. Der Hyperion ist die erste, die im Grund resignierende Antwort. Aber das ist nicht alles, die späten Hymnen greifen in eine noch viel tiefere Dimension. Das Christentum hat das Heidentum abgelöst, nun gibt es kein naives arkadisches Sein mehr in bukolischen Idyllen voller Nymphen und Silene. Wie finde ich ein Gesamtverständnis, das Antike und Christentum begreifen läßt, ohne daß ich einen der beiden Pole vom andern her verfälschen müßte? In Griechenland erleben wir die Synthese beider Welten in einer eigenartigen und sehr anmutigen gegenwärtigen Wirklichkeit. Was heißt es, wenn antik-heidnische Marmorbilder in die kleine Metropolis zu Athen eingebaut sind? Was, wenn die Priester die Messe zelebrieren vor einer Skené mit drei Türen, wie sie das antike Theatron hatte, und die eigentlichen Ereignisse spielen hinter der Wand und nur das deutende Wort erreicht die Epopten im Vorraum?

Ich mußte mich diesen Fragen stellen, ich mußte mit ihnen ringen, um überhaupt in der Wahrheit existieren zu können. Ich konnte nicht länger hier ein begeisterter Heide sein, da ein überzeugter Christ. Ich konnte nicht den Apoll von Olympia als einen Offenbarer erkennen, der uns im Augenblick seines Emporschießens in die Epiphanie erzittern läßt; und zugleich den Pantokrator von Daphni als Weltenherrscher ernst nehmen, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten: ich konnte das alles nicht mehr nebeneinander her, unverbunden, mit zwei Verständnissen im Hintergrund. Ich mußte um die Synthese ringen. Ich mußte es von dem Augenblick an, wo das alte, verblaßte Urbild mit einer gefüllten Gegenwart zusammengefloßen war. Nun erschien eine echte Synthese der beiden Welten vor mir und forderte mich, ich selbst mußte zu einer Synthese gelangen, die jeder Thesis ihr Recht werden ließ.

Damit ging ich um, das trieb mich durch die Stille des einsamen Landes. Diese Gedanken begleiteten mich auf weiteren Fahrten, da hatte ich Menschen durch die alten Stätten zu führen, da sahen wir in Korinth die Ladenzeilen, wo das Fleisch mit heidnischem Weihwasser besprengt wurde und fanden, wie dieser unscheinbare Vorgang, den Paulus zu Auffassungen geführt hat, die des Rätsels Lösung bereits vor neunzehn Jahrhunderten in sich bargen; ich hatte in Knossos und Mykenai den Ursprung alles dessen zu deuten, was sich auf der Akropolis zur vollen Herrlichkeit erhob, und ich hatte die

Tafel am Areshügel zu übersetzen, auf der die Predigt von Apostelgeschichte 17 stand, die den unbekannten Gott verkündigt. Der Unbekannte, der sich dennoch nicht unbezeugt gelassen hatte! Das ließ mich nicht mehr ruhen, ich mußte das Phänomen Griechenland nun in eine Gesamtperspektive bringen. Einfach weil es das gab, das antike, das christliche, das mittelalterliche und das moderne, das Griechenland unsrer Klassiker und das Griechenland unsrer Romantiker und Neumanisten, alles war irgendwie Wirklichkeit und auch wieder irgendwie fraglich. Die Bilder widersprachen einander und wurden doch zusammengehalten von der einen ergreifenden und befremdenden Wirklichkeit, die ich nun auf den Reisen der Karawane immer neu und immer wieder altvertraut erlebte: Griechenland, das alte und doch immer wieder neue, gegenwärtige und lebendige.

Ich muß mir Rechenschaft darüber zu geben versuchen, was es denn sei, um mit Hölderlin zu sprechen, das an die alten seligen Küsten uns fesselt. So schrieb ich einen Erlebnisbericht. Darin ist die Begegnung mit der alten Tragödie geschildert, wie sie an alter Stätte von neuen Menschen in neuer Sprache aufgeführt wird. Im Erlebnis der alten Tragödie auf alter Orchestra in neuer Sprache vor freudigen Menschen gerieten mir die Bilder zu einem zusammen, Unwirkliches wurde wirklich, Vergangenes wurde Gegenwart und die Gegenwart umgriff das Vergangene mit. Ich erlebte das lebendige Griechenland.

*

Am Theseion vorbei gehen wir zu einem Platz an der Apostel-Paulus-Straße, hier sitzt man an kleinen Tischen bei einer Erfrischung und hat zur Linken den Park mit dem Hephaistos-tempel, vor sich die Trümmerstätte der Agora, rechts oben die Pnyx, den Platz der alten Volksversammlung, von da aus nach links sieht man den Areopagfelsen und darüber die Akropolis; den Hintergrund bilden die weitgeschwungenen Höhen des Hymettos. Dies ist mein Lieblingsplatz in Athen. Alle Größe der Stadt liegt in gewaltigem Rund vor Augen. Schönheit und Untergang zusammen, hier erlebt man den Schrecken des Schönen. Wir sitzen lang und schauen versunken auf das unvergleichliche Bild. So bereiten wir uns vor auf die klassische Tragödie, die wir an diesem Abend sehen sollen.

Die Nacht kommt schnell im Süden, wir gehn um den Burgfelsen herum zum Theater des Herodes Attikus. Dieser, ein Magnat der Kaiserzeit, hat den Rundbau am Fuß der Akropolis errichten lassen, der heute noch den Festspielen dient. Eine gewaltige Menge strömt im Licht der hellen Bogenlampen dem Eingang zu, darüber steht blendend weiß angestrahlt der Parthenon vor dem Nachthimmel. Man kann natürlich stilistische Einwände machen gegen solche moderne Beleuchtungseffekte; ich glaube aber, die Athener hätten ihre Burg auch vor zwei Jahrtausenden angestrahlt, wäre es ihnen technisch möglich gewesen.

Das hohe Halbrund ist hell erleuchtet, die Reihen der Marmorsitze füllen sich. Viele Ausländer, aber noch viel mehr Einheimische kommen erwartungsvoll zusammen, man geht in Athen heut noch in Scharen zur klassischen Tragödie. Vor uns ragt die typisch nachklassische zweigeschossige Bühnenwand mit Rundbogenfenstern auf, die Skené, davor das etwas erhöhte Proskenion, zu dem die Parodoi von rechts und links emporführen, die tiefste Stelle ist das Halbrund der Orchestra.

Es wird dunkler, leise Musik intoniert, da kommt auf einen Stab gestützt der alte vertriebene Herrscher Thebens zum Ziel seiner langen Irrfahrt, wir sind bei Kolonos, auf athenischem Grund also. Die Mitteltür der Skené ist der Eingang des Eumenidenheiligtums, und Oidipous läßt sich nieder. Antigone steht ihm zur Seite, die leeren wunden Augenhöhlen starren blicklos auf uns, und nun kommt: das Wort. Das tragische Wort. Wir verstehen zu wenig Neugriechisch, um dem Text genau folgen zu können, aber so viele Begriffe klingen bekannt durch, Xenoí heißt es immer wieder, Fremdlinge und Gastfreunde in einem, Patér und Thygatér, Vater und Tochter, das erhabene Leid klingt mächtig auf. Hier erst, aus dem Mund großer Tragödien, hören wir, wie schön Neugriechisch klingen kann, wenn es nicht zum Gezwitscher der Alltagssprache abgeschliffen ist. Die Sprache setzt sich fort in sparsame Gestik und seltne, aber wahrhaft große Gebärden, und so weiß auch der Fremdling und Barbaros in jedem Augenblick, welch ein Schicksal hier abrollt. Es fehlen Kothurn und Maske, die Requisiten, deren ein naives Publikum bedurfte, um sich die Größe des Dargestellten stets vor Augen zu halten; wir Heutigen sind auch im Visuellen mehr auf Psychologisches aus, wir müssen Mienen sehen.

Der Chor tritt auf. Er schreitet, nein er tanzt geradezu auf die Orchestra. In wunderbar abgestimmten Schritten ist jeder Bewegung ihr Maß gegeben, ob die Schar geschlossen auftritt, ob

sie sich in Einzelgruppen niederläßt, ob einzelne im Wechsel den Part des Chorführers übernehmen und sprechen, das Ganze sich wieder findet, seine Fragen, seine Klagen, seine Not hinausschreit, verzweifelt verstummt und niedersinkt: das ist große Choreographie. Mit sparsamen Mitteln in Gestus und Kostüm. In aller Stilisierung ist jede Übertreibung vermieden. Nie wirkt der Chor als Ballett, immer wirkt er groß und immer menschlich. Es ist mir stets ein wenig fremd gewesen, was eigentlich heute ein Chor noch auf der Bühne soll, hier geht mir in der ersten Szene überwältigend der tiefe Sinn auf. Der Chor, diese Schar von attischen Geronten in Tracht und Ansehen der archaischen Epoche, das sind ja wir, das bin ich, hier ist das Publikum aus seiner Anonymität befreit, „Niemand der Kundbare“ wie Hamann sagt, hat seinen Namen erhalten, seine Sprache, hier spiele ich mit, bin dabei, hier geschieht nicht bloß inwendige Katharsis des Gemüts, hier vollzieht sich ein Ganzes, das Leben selbst tritt auf und macht das Schicksal groß.

Oidipous fleht die Bürger an, ihm hier eine Freistatt zu gewähren, die letzte; Antigone bittet die Zögernden. Noch herrscht Unschlüssigkeit, da erscheint Theseus, erscheint das herrscherliche, das edle und große Athen, und nimmt den Geschlagenen in seinen Schutz. Ismene kommt hinzu, in Theben ist schon der Streit um das Erbe entbrannt, und Delphi hat gesprochen: wer den gestürzten Herrscher, den Unschuldigen, den Büßer für die Abgründigkeit des Schicksals und die Unvollkommenheit des Menschen, wer Oidipous in seine Gewalt bekommt, wird Sieg und Herrschaft erlangen. Theseus geht und Kreon tritt auf mit Bewaffneten, der Regent der siebentorigen Stadt; er will den Heimatlosen überreden mitzukommen, aber dieser widersetzt sich der allzuklugen Planung, er ist über die Tagespolitik hinaus. Aus Rache und zugleich zum Zweck der Nötigung läßt Kreon die beiden Mädchen verschleppen.

Dies ist die große Szene des Chors; der Schrei des wehrlosen Spielballs großer Politik ertönt, die Klage des Unterdrückten und Entrechteten, der Ruf nach dem wahrhaften Herrscher. Theseus kommt zu Hilfe, ein scharfer Wortwechsel der beiden Herrscher entsteht, des rechten und des illegitimen. Aber das ist nun das Besondere: auch Kreon zeigt sich groß, wenn auch nicht großmütig, auch er hat irgendwie recht, das Wohl seiner Stadt erheischt sein Handeln. Es gibt, und das ist eine der großen Lehren dieses Stücks, überhaupt keinen Schurken, Unhold und Verbrecher; tragisch ist ja gerade, daß berechnete

Ansprüche aufeinanderstoßen. Es ist die Kunst des Sophokles und — des Zuhörers, das tiefere Recht vom oberflächlichen und vordergründigen zu unterscheiden. Die Tragödie vermag diese Scheidung zu verwirklichen, ohne den großen Schurken zu bemühen.

Theseus läßt die Mädchen wieder befreien. Der Dank und Segen des Heimatlosen wird ihm dafür. Nun könnte das friedliche Ende kommen, statt dessen tritt mit Polyneikes das künftige Unheil auf, die Antigonetragödie bahnt sich an. Der Krieg der Sieben gegen Theben bricht aus; der ältere und vertriebne Sohn will den vertriebnen Vater auf seine Seite ziehn. Oidipous verflucht ihn, der einst lieblos gehandelt und auch jetzt in erster Linie um seine Pläne willen des Vaters bedarf. Dennoch ist Polyneikes zutiefst unglücklich über das in großartiger Hoheit abgewandte Antlitz des Vaters, auch er ist ein Verlorner, und er ist nicht schlecht. Aber er kann nicht mehr zurück, er hat seine Bundesgenossen mobilisiert, er weiß von seinem Untergang, verzweifelt stürzt er davon, in das Nichts, verzweifelt reckt ihm Antigone die Arme nach.

Nun erst, das kommende Unheil ist deutlich genug geworden, kann sich für den Dulder Oidipous, für den Chor, für Theseus und Athen die Spannung lösen, nun kommt das gnädige Ende. Donner und Blitze geben das Zeichen. Oidipous merkt auf, er vernimmt den Ruf der Gottheit, im heiligen Hain der Eumeniden wird er sein Leben enden. Der Segen, von dem Delphi gesprochen, wird für kommende Zeiten Athen gehören. Der Alte und Blinde reckt sich herrscherlich empor, und er ist zugleich demütig und gehorsam: diesem erniedrigten Menschen, dem Elenden und doch wahrhaft Königlichen und zugleich Gehorsamen, ihm wird die göttliche Gnade zuteil.

Der Stab, auf den er sich gestützt, bleibt auf der Mitte des Proskenions liegen, als der kleine Zug im Hintergrund verschwindet, voran der Blinde, wie plötzlich sehend, dann die Töchter mit Theseus, dann ein Bote. In tiefer Trauer läßt der Chor sich nieder, in furchtbare Klage über das Elend des Menschenloses ausbrechend.

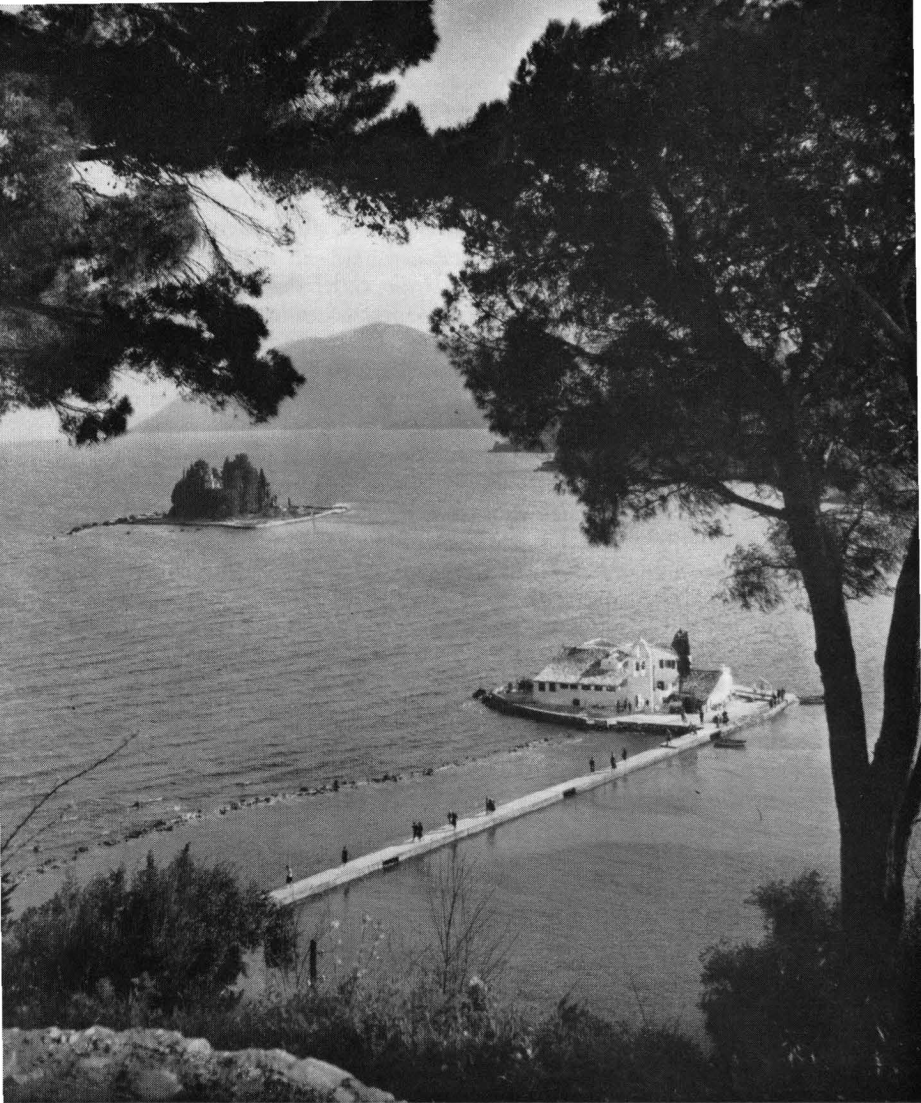
Da tritt aus dem Hintergrund der Bote auf, und er redet die Armseligen mit dem edelsten Wort an, das Athen, das die Polis als Titel zu vergeben hat: Politai . . . Sie sollen ihrer Aufgabe und Verantwortung für das Ganze innesein, darin müßten sie erkennen, daß jenes tragische Menschenlos, dessen Zeugen sie eben waren, für sie als Gemeinschaft das Leben in sich birgt. Des Oidipous Ende ist Segen für Athen. Nun kommt Theseus hervor, den weinenden Mädchen folgend, und er

tröstet die Töchter und die Bürger, er durfte Zeuge des letzten Geheimnisses werden. Das Ende des Oidipous war gut. Der König verheißt den Mädchen seinen Schutz. Aber diese bitten um die Erlaubnis, nach Theben gehen zu dürfen, dort wollen sie schlichten und helfen. Theseus gestattet es, alles scheint gut, für heute ist die Spannung gelöst.

In einer Szene voll bezaubernder Grazie endet das Spiel, und dann bleibt nur noch ein letzter leise verwehender Klang in Moll. Nach rechts hinaus schreitet der Chor, nach links der Herrscherzug, der König als letzter. Als nur noch Theseus auf der Bühne ist, kehrt er sich vor dem Ausgang noch einmal dem Schauplatz zu; und zugleich wendet sich der Chor im Abgang zu seinem Herrscher. Die leidenden Menschen, nun durch alles hindurch, zutiefst erschüttert, aber nicht wehleidig, sondern ihrer Aufgabe für das Gemeinwohl bewußt, sie sind keine beschränkten Untertanen und keine hybriden Individualisten, sie sind Politen, und das können sie nur sein in der Demut, die die Einsicht in die tragische Verfassung des Menschen bringt. Sie sind würdige Gefolgschaft des rechten Herrschers. Die Polis ist die Burg, die heilsam bergen kann, wenn sie nicht letztes und göttliches Heil zu sein behauptet. Nur in tragischer Erkenntnis kann man Politik treiben. Theseus und seine Bürger wissen das; und die Athener des fünften Jahrhunderts sollen es nie vergessen. Hybris und Ate drohen ständig.

Das göttliche Heil bleibt der Gottheit vorbehalten, Oidipous hat es erlangt, unverdient und unberechnet, doch durch die tiefe Buße hindurch als Gnadengeschenk. Die Polis entsteht in Einsicht in menschliche Ohnmacht, denn aus dieser Einsicht kommt legitime und wahrhaftige menschliche Vollmacht. In dieser Erkenntnis kehren sich Herrscher und Politen nocheinmal in einer tiefsten und knappen Geste zueinander. Die Politen neigen schweigend ihr Haupt, Theseus dankt still mit freundlichem Wink. Dann wenden sie sich den Ausgängen zu, leer liegt die Bühne. Nur eins ist zurückgeblieben — der Stab des blinden Oidipous in der Mitte des Proskenions, den er nicht mehr benötigte, als er gehorsam dem Ruf der Gottheit folgte.

Das Spiel ist zu Ende. Wir treten durch die antiken Bogengänge ins Freie und wenden uns noch einmal um. Die Akropolis leuchtet über dem nächtlichen Athen.



Korfu, Blick von Kanoni auf das Kloster Vlakherne (rechts) und die Insel Pontikonisi (links), das von Poseidon zur Strafe für die Errettung des Odysseus versteinerte Schiff der Phäaken.

HEIMKEHR

Nun pflügt auf Heimatkurs, dem Ziele nah,
das gute Schiff sein weites Wogenfeld.
Fern liegt Ägäis, Argolis und Attika.
Leb wohl! Hab Dank, geliebte Griechenwelt!

Noch sind die Augen übersatt und trunken
vom Glanz der Bilder und den hundert Farben.
Das Herz trägt heim die goldenen Erntegarben,
im Schatzhaus der Erinnerung tief versunken.

Doch läuft das Jahr nun fort zu seiner Wende,
wird dann und wann der Bilder eines wach;
verklärt, vertieft zieht eins das andere nach,
und was versank wird Reichtum ohne Ende.

Mitten im Lärm des Tags, in stiller Nacht
wacht auf ein Meeresblau, ein Marmorglanz,
ein Kinderblick: füllt dir die Seele ganz,
hat dich zum fernen Eiland hingebracht.

Mykenes Trutzburg mit dem Grab der Helden
— der Argolis einst Schwert zugleich und Schild —
baut sich aus deiner Tiefe auf als Bild . . .
Hörst du die Löwen auf der Torwacht schelten?

Vielleicht führt dich ein Traum, behutsam-gut,
durch Rhodos' alte Johannitergassen,
mag einen fernen Ahn aus deinem Blut
zu leiser Zwiesprach dir begegnen lassen.

Mag sein: dich schickt dein Los an eine Stelle
harter Gefahr . . . und plötzliches Begegnen
zeigt dir den Mann-im-Sturm, der, sich und dich zu segnen,
in Mykonos erbaute die Kapelle.

Alles, was Menschentage — sie verdüsternd —
bedrängt, macht eine höhere Weisheit helle:
dran mahnt dich Delphi, der Kastalia Quelle,
der Pythia Spruch in Ölbaumblättern flüsternd.

Quälen dich — schlaflos — auch die Nachtgedanken
vom Völkerzwist, die du am Tag gemieden,
ruft sie Olympia in seine Schranken,
zeugt dir vom Wettkampf, haßfrei, voll von Frieden.

Einmal auch wird sich alles in dir ballen:
Sic transit gloria mundi! . . . Aller Ruhm vergeht.
Denke des Briefs dann nach Korinth. Dort steht:
die Liebe ist die stärkste Kraft von allen!

Nichts, was des Menschen Hand formt, ist beständig.
Trümmer und Scherben bleiben stumm und trauernd.
Was Geist an ihnen war — du ahnst es schauernd —
macht nur lebendigen Geistes Griff lebendig.

Spürst du, Gefährte den der Geist gesegnet
bei solcher Fahrt, daß dir auf Trümmerfeldern,
vor der Kyklopen Mauern und in Ölbaumwäldern
im Tiefsten stets der Mensch-von-einst begegnet?

Der Mensch von einst: ein Mensch wie du im Heute,
lebend und leidend, Haß und Liebe tragend,
stammelnd dem Gotte seine Ehrfurcht sagend . . .
Hörst du der ewigen Melodie Geläute?

Trag sie nach Haus, wenn Heimkehr dir beschieden,
halt sie im Klingen stark und klar und rein;
laß sie in dir die große Glocke sein . . .
läutend von Volk zu Volk den Heiligen Frieden.

ÖDIPUS (Dank an Carl Orff)

Lautlose Stille im Großen Haus des Stuttgarter Landestheaters. Die schmal und tief nach hinten sich dehnende Bühne in dämmerigem Licht. Lautlos schieben sich von vorn nach hinten einer Straße entlang zwei Menschenknäuel: die von der Pest in der Stadt Getroffenen, das Schicksal Schleppenden. Kein Ton des Orchesters, kein Laut einer menschlichen Stimme; und doch lautlos-laut die Frage nach dem Schicksal... Dann, ganz plötzlich aus der Tiefe der Bühne nach vorn schreitend, die Gestalt eines Einzelnen... eine Stimme, fistelhoch, monoton das Schicksal herausfordernd, Antwort zu geben: ÖDIPUS. Und plötzlich weckt ein erstes gelles Echo des Orchesters im Horchenden das sichere Gefühl: Hier ist nicht Sophokles' Geist, durch Hölderlins Liebe filtriert, in eine moderne Oper verwandelt. Nein — Uralt ist, mit einer Tonmacht aus dieser unheimlichen Gegenwart legiert, von einem Begnadeten ins Heute heraufgeholt: das ewig Menschliche ist beschworen, aufgerufen der Mensch, sich zu stellen gegen das Unmenschliche in der Welt, in ihm. Alt-Griechenland ist wach und lebendig mitten im Jetzt.

*Einmal in hundert Jahren oder Jahrhunderten
steht einer auf und wälzt sich mit ehernen Griffen
einen der Marmorblöcke aus Dunkel der Urzeit
in das Licht des Heute empor; entfacht ein Feuer
züngelnd um ihn, daß Spätgeborenen schaubar
leuchten die Runen auf, die schier vergessen,
in den Block gegraben . . .*

*Viele verhüllen
schaudernd die Augen, verhärten die Herzen, die feigen,
vor den Siegeln des Menschlichen und des Schicksals.
Aber die Flamme wächst und lodert und fordert
Hunderte erst und Tausende dann der wachsam Gebliebenen
hin zu dem Block. Sie lockt und zwingt, zu entziffern,
was er verbarg . . . Nun steht es im grellen, enthüllenden
Strahl des Feuers:*

*Ihr Späten, wagt es, zu wissen,
daß das Frühe das Eure ist, heute und immer,
seit der Gott den Menschen erschuf und auf die Pfade
Seines Willens entließ . . .*

*So scheidet euch von den Toren,
die, was dauernd, über dem Heute vergessen.
Horcht auf die Töne wieder, die jenseits des Lärmens
eurer Welt den Chor des Gültigen formen.
Reißet das Weltall auf, das urlang verriegelte:
aber — weh euch, ihr Sterblichen, wenn ihr vergesst,
daß auch dort — im Dröhnen der kühnen Maschinen —
auf euch wartet der Eine, der Ewige: GOTT!*

Josef und Peter Fleuer

(In der Nacht nach der Stuttgarter Erstaufführung des Ödipus: 11. u. 12. Dez. 1959)

DIE SONNE HOMERS

Lächeln kann dir die Sonne
Homers auch in unseren Breiten.
Kommt, laßt uns ziehen dahin,
Wo seine Sonne uns lacht!

VOR DER SANDALENBINDERIN

Binde fest deine Schuhe,
Erwandre die Schönheit der Schöpfung!
Recke die Schwingen empor,
Flieg in die Höhen des Geistes.

STOFF UND GEIST

Ich fuhr aus nach Athen,
Am toten Stoff mich zu bilden,
Und ich fahre nach Haus,
Reich durch lebendigen Geist.

AUSGLEICH

Herrlicher blühen die Blumen
Bestrahlt von der attischen Sonne.
Kräftiger steh'n sie an Wuchs
Leuchtend in farbiger Glut.
Dennoch bleibt die Natur
Gerecht auch unseren Breiten.
Oft fehlt der Blüte der Duft,
fehlt die Blume dem Wein.

EROS

Wohl, er sei dir gegönnt,
Der Eros geistigen Schaffens!
Weißt du, ob er den Pfeil
Schickt in des Lesenden Herz?
Glaubst du denn wirklich, es spüre
Der Leser die gleiche Bewegung,
Die dich selber ergriff,
Als du die Verse erdacht?

INHALTSVERZEICHNIS:

Kurt Weinhold	: Lebendiges Griechenland - eine Untersuchung und Betrachtung	Seite 3
Prof. Dr. Ernst Plewe	: Mediterrane Züge im Antlitz Griechenlands	Seite 15
Gustav Adolf Fischer	: Entwicklungsland Griechenland	Seite 27
Dr. Hans Zeise	: Von der Gegenwärtigkeit griechischen Philosophierens	Seite 35
Univ. Dozent Dr. Mann:	Hellas heute - zwei Bilder werden eins	Seite 47
Prof. Dr. Gerh. Pfahler:	Heimkehr	Seite 57
Prof. Dr. Gerh. Pfahler:	Ödipus (Dank an Carl Orff)	Seite 59
Prof. Dr. Adolf Clausing:	Gedichte	Seite 60

(In dieser 2. Auflage des Heftes 2/3 wurden drei kurze, zeitgebundene Beiträge nicht mehr wiedergegeben)

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass – herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Doppelnummer 2/3, 1963/64 kostet für Einzelbezieher DM 3.—, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis:

Titelbild und Seite 62: L. Windstosser, Seite 3: M. Raisch, Seite 9 und 13: Phaidon-Verlag, Seite 39, 49 oben: Dr. K. Albrecht, Seite 49 unten: Bavaria.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.